spiel raum

STIFTUNG WOHNKULTUR

Karl Bühlmann

WohnSpiegel

Reportagen, Reflexionen und Rätsel über das Zuhause

Karl Bühlmann

WohnSpiegel

Reportagen, Reflexionen und Rätsel über das Zuhause

INHALTSVERZEICHNIS

Seite

5 Editorial
7 Einblicke in 15 Wohnungen
25 Tapetenwechsel 1: Der Teppich
57 Tapetenwechsel 2: An Fjorden
85 Zukunft des Wohnens – Wie wohnt die Schweiz morgen?
96 Thesen zur Zukunft des Wohnens
97 Tapetenwechsel 3: Onkel Ruedi und die Meerjungfern
121 Tapetenwechsel 4: Die Hausräumung
129 Dr. Wohlseins Wohnapotheke
145 Lernen Sie wohnen – und sich kennen!
151 Nachwort und Dank

Die Art, wie du bist und ich bin, die Weise, nach der wir Menschen auf der Erde sind, ist das Buan, das Wohnen. Mensch sein heisst: wohnen.
Martin Heidegger

Die Wohnung ist eine Ausweitung des Wärmehaushaltmechanismus unseres Körpers – eine Kollektivhaut, ein Gemeinschaftskleid.
Marshall McLuhan

Überall kann man sparen, nur beim Wohnen nicht. Es gibt Räume, die unsere Seele nicht atmen lassen, Zimmer, die uns jeden Morgen, wenn man aufsteht, den Glauben an die Zukunft nehmen.
Max Frisch

DAS HAUS IST EINE MASCHINE ZUM WOHNEN.
Le Corbusier

Wohnen bedeutet den Übergang von der äusseren Existenzberechtigung zur verhaltenen Freude am eigenen Dasein. Es rettet die Stücke eigenen Seins im Meer der Inseln und Hüllen, die man kaum versteht, denen man misstraut, vor denen man sich zurückzieht.
Peter Rech

Ich habe eine grosse Wahrheit entdeckt, nämlich zu wissen, dass die Menschen wohnen und dass sich der Sinn der Dinge wandelt, je nach dem Sinn ihres Hauses.
Antoine de Saint-Exupéry

Nicht da ist man daheim, wo man seinen Wohnsitz hat, sondern wo man verstanden wird.
Christian Morgenstern

Impressum

Herausgeberin	© 2007 Spielraum – Stiftung Wohnkultur, Luzern (www.stiftung-wohnkultur.ch)
Konzept/Redaktion	IMKONTEXT Dr. Karl Bühlmann, Luzern
Beiträge	Karl Bühlmann Wohnreportagen: Eva Holz Egle, Texte (www.textbueroholz.ch) Dany Schulthess, Fotos (www.fotos.ch) Zukunft des Wohnens: Studie Gottlieb Duttweiler Institut Miriam Hauser, Karin Frick, Dr. David Bosshart Erzählungen: Heidy Gasser, Lungern; Erwin Koch, Hitzkirch; Theres Roth-Hunkeler, Baar; Peter Weingartner, Triengen
Gestaltung/Illustrationen	Felder und Vogel, Agentur für Werbung und Public Relations AG, Luzern Menk Bürgi, Daniel Felder, Kilian Felder, Flavio Heggli, Mike Häfliger, Manuela Lienert, Regina Lips, Chris Schürmann
Lektorat	Regula Jörger
Druck/Bindung	Multicolor Print AG, Baar
Auflage	5000
Bezug	Die Publikation «WohnSpiegel» kann, solange vorrätig, gratis bei den Zweigstellen der Luzerner Kantonalbank bezogen werden.

LIEBE LESERIN, LIEBER LESER

Wohnen ist eine ernste Sache. Wir wohnen vom ersten bis zum letzten Tag des Lebens – irgendwie und irgendwo. Ergo ist Wohnen eine Tätigkeit, ein Beruf sozusagen. Doch Wohnen ist nicht Lohnarbeit. Die Wohnung ist das Freizeitgelände des Privaten, ein Campus für körperliche und geistige Erholung, für Experimente der persönlichen Entfaltung und Selbstdarstellung.

Wohnen ist auch eine lustvolle Angelegenheit. Die Wohnung sollte der Ort sein, wo es einem wohl ist. Wir haben die Freiheit und Chance, die Räume und Träume in den eigenen vier Wänden unseren Wünschen entsprechend zu gestalten und umzusetzen. Damit wird die Wohnung zum Spiegel unserer Persönlichkeit.

Dieses Buch reflektiert Wohnvorstellungen der Gegenwart und Wohnvisionen der nächsten Generation – und löst damit Fragen nach unserem eigenen Verständnis von Wohnen in Theorie und Praxis aus. Der Titel «WohnSpiegel» kommt nicht von ungefähr. Spiegel liefern Abbildungen, und wer in einen Spiegel schaut, kann sich stets in Selbstbewertung üben, getreu der Erkenntnis: Es gibt auch Spiegel, in denen man erkennen kann, was einem fehlt.

Unser «WohnSpiegel» ist geschrieben, bebildert und illustriert und bietet Einblicke in fünfzehn Wohnformen an, ohne voyeuristische Homestory-Allüre. Er enthält die eigens für diese Publikation verfasste Recherche über das Wohnen heute und bringt Thesen, wie in ein paar Jahrzehnten das Dach über dem Kopf beschaffen sein könnte. Zwei Autorinnen und zwei Autoren haben literarische Texte verfasst, in denen Haus und Wohnung die offensichtliche oder versteckte Rolle spielen. Eine kleine «ABC-Wohnapotheke» vermittelt Anregungen zum gesunden und ganzheitlichen Wohnen. Das Buch entlässt uns mit einem Fragespiel, welches uns in den eigenen Wohnspiegel blicken lässt und herausfordert, Stellung zu nehmen – und nochmals betont: Wohnen ist Arbeit und Spielraum zugleich.

Karl Bühlmann

EINBLICKE IN 15 WOHNUNGEN

Die eigenen vier Wände begründen das Zuhause und Daheim – die Wohnung. Sie grenzt den privaten vom öffentlichen Raum ab, sie ist Ort des Rückzugs und der Selbstverwirklichung, in ihr sollen wir uns geborgen fühlen. Tür und Tor verbinden und trennen die Aussenwelt von der Sphäre des Privaten und der Intimität.

15 verschiedene Haustüren haben sich für dieses Buch geöffnet, 15 ganz unterschiedliche Wohnungen durften betreten und beredet werden, und 15 persönliche (doch nie voyeuristische) Einblicke in individuelle Wohnsituationen sind das Ergebnis.

Eva Holz Egle hat mit den Bewohnern gesprochen und die Beiträge verfasst.
Dany Schulthess hat sich in den Wohnungen umgesehen und fotografiert.

SPASS AM UNDERSTATEMENT

Der Arbeitsweg von Egon Babst dauert zu Fuss keine zehn Minuten. Auf diesem kurzen Spaziergang von der Firma bis zum Einfamilienhaus ist vom Mitinhaber und ehemaligen CEO des Schweizer Einrichtungsunternehmens Team by Wellis schon Wesentliches zu erfahren. Zum Beispiel, dass er

den Gedanken hegt, mit seiner Frau von Willisau weg in Richtung Vierwaldstättersee zu ziehen. Oder dass er sich leicht von Möbeln trennen kann, ausser von zweien, die er vor vielen Jahren selbst gemacht hat. Babst ist überzeugt: «Die meisten Leute haben zu viele Dinge herumstehen.»

Egon Babst mag für sich selbst am liebsten Schwarz-Weiss. Wer mit ihm spricht, merkt jedoch schnell, dass er farbig denkt und ein Freund von Zwischentönen ist. Der Sessel «SeNa», seit über zehn Jahren im Team by Wellis-Sortiment, steht bei Familie Babst in schwarz-weiss kariertem Stoff da. Er ist zwar mittlerweile in 34 verschiedenen Farben und diversen Mustern zu haben, aber Babst findet: «In unserem Garten blüht es schon bunt genug.» Auch der Vorhang hinter dem schwarzen Ledersofa weist breite Streifen in Schwarz-Weiss auf, ebenso ist das quadratische Beistelltischchen «SaMo», wie könnte es anders sein, schwarz.

Aber eben, er kann auch anders. «Sehen Sie die goldenen Ballerinas dort? Die gehören meiner Frau. Sie haben uns beide auf die Idee gebracht, das Beistelltischchen zusätzlich in Gold produzieren zu lassen.» Weitere Farbtupfer im Haus: eine knallrote Liege, zartblau gestrichene Treppenhauswände und ein blassgelber, in die Jahre gekommener Ledersessel, auf dem der Hausherr vor allem dann sitzt, «wenn die andern auf den neuen Polstern rundherum Platz genommen haben».

Der gelernte Möbelschreiner und Unternehmer bewohnt mit der Familie sein ehemaliges Elternhaus, wo die drei erwachsenen Kinder nur noch sporadisch zugegen sind. Das über 70-jährige, frei stehende Gebäude wurde 1992 komplett umgebaut. «Mir war hier alles zu dunkel und zu engräumig», erklärt

der Besitzer. Also wurden Wände herausgenommen, die Küche erweitert, das Treppenhaus vergrössert und mit einem Oberlicht versehen sowie ein Wintergarten angebaut. In den oberen zwei Etagen liegen, im Kreis angeordnet, die Schlafräume und Bäder. Im Keller lagerten über Jahre Möbel, Kleider, Schuhe und Bücher, von denen Marianne und Egon Babst sich schliesslich grosszügig trennten.

Fast alles in diesem Haus ist mit Team by Wellis-Mobiliar eingerichtet – und dies sparsam, denn Egon Babst mag es «kompakt und schlicht». Am langen Esstisch, wo er sich gern mit zahlreichen Menschen aufhält, gibt es nur sechs Stühle. «Viele glauben, sie müssten unbedingt acht oder noch mehr gleiche Sitzgelegenheiten haben, dabei lässt sich mit andern Modellen wunderbar improvisieren.» Überhaupt findet er, dass man als Gastgeber und Gastgeberin von A bis Z locker zu Werke gehen sollte.

Wenn er sich alleine zu Hause aufhält, ist das schwarze Ledersofa im Wohnzimmer sein Lieblingsplatz – «für ein Nickerchen, zum Musikhören oder zum Lesen». Dann nimmt er sich auch die Freiheit, seine Füsse auf den Salontisch zu legen. «Möbel sind zum Brauchen da», betont Babst, «und wenn sie dann und wann zweckentfremdet werden, macht das nichts.»

Weder gebraucht noch zweckentfremdet wird das alte Hallenbad am Ende des Gartens, das einst sein Vater bauen liess. Es ist stillgelegt. Warum denn? «Dieses Schwimmbad für ein paar wenige Leute zu betreiben, wäre ein ökologischer Unsinn», sagt Egon Babst.

Möglich, dass bald einmal eine kinderreiche Familie in die Liegenschaft einzieht, sich mit den Nachbarn zwecks Gemeinschaftsnutzung des Schwimmbades zusammenschliesst und das Bassin wieder mit Wasser füllt. Egon und Marianne Babst würden sich bestimmt darüber freuen. Erst recht, wenn sie dabei auf einer Terrasse mit Blick auf das Luzerner Seebecken sässen.

BERUHIGEND STÄDTISCH

Dreimal hat Jubaira Bachmann in den letzten sieben Jahren ihre Wohnung gewechselt, nicht aber das Quartier – nicht einmal die Häuserzeile, nur die Strassennummer. Zu sehr mag die TV-Produzentin und Musikchefin bei VIVA Schweiz das urbane Geschehen am Luzerner Löwenplatz. Sie liebt den Ausblick auf die umliegenden Cafés, die vorbeiströmenden Menschen und stört sich keineswegs am permanenten Autoverkehr. «Im Gegenteil», sagt sie, «ich muss wissen, dass etwas geht.» Hier ist die Schweizerin mit philippinischem Blut direkt an der Route nach Zürich, ihrem Hauptarbeitsort, und schnell zu Fuss um die Ecke, um sich einen Kaffee im Becher zu holen.

Müsste man erraten, wer dieses Reich im fünften Stock einer verschachtelten Überbauung aus den Achtzigerjahren bewohnt, würde man kaum auf eine junge «Swiss Queen of Hip-Hop» tippen. Nichts Freakiges und schon gar nichts Improvisiertes ist da zu sehen, nein: Jubaira Bachmann lebt in einer eleganten, hell möblierten und akkurat aufgeräumten Dreieinhalb-Zimmer-Wohnung fast wie aus dem Einrichtungsprospekt.

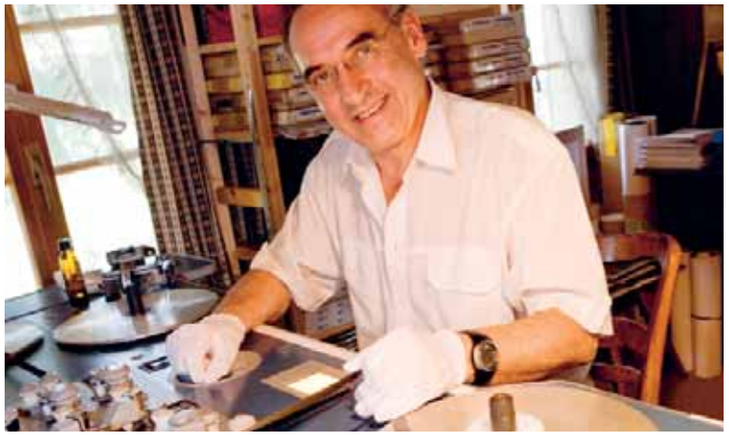
Sofort erkennbar ist ihre Vorliebe für Asiatisches, das gewählt und wohldosiert zwischen die zeitlos-modernen Möbeln gesetzt ist: direkt am Wohnzimmerfenster ein schlichtes Holzbänkchen aus Thailand, «auf dem ich oft sitze und hinausschaue», Dekorationen aus Bambusrohr, am Boden ein philippinischer Reistopf aus Holz, zwei Bilder mit traditionellen chinesischen Kostümen – und, besonders auffällig, eine Vielzahl verschiedenster Buddhas. Jubaira, nach deren Name ihre eigene VIVA-Sendung genannt wurde, hat einen Schweizer Vater und eine philippinische Mutter. Obwohl katholisch erzogen, fühlt sie sich besonders wohl inmitten dieser lächelnden Figuren, die «eine so schöne, beruhigende Wirkung haben».

Freunde seien anfänglich überrascht gewesen, dass es in ihrer Single-Wohnung ein Sofa gebe und man nicht – wie in Asien oftmals üblich – auf Kissen am Boden sitze. «Aber schliesslich bin ich halb Schweizerin», betont sie und bringt die vom Fotografen leer getrunkene M-Budget-Dose umgehend in der Küche zum Verschwinden. Als Tochter eines Chefkochs hält sie sich sowieso gerne hier drin auf. Ein Blick in die Schränke beweist, dass durchaus aufwendig abgeschmeckt werden kann.

Perfekt systematisiert hat Jubaira Bachmann ihre CD-Sammlung. Das Sideboard neben dem Sofa wirkt alles andere als riesig, enthält

aber weit über 2000 Discs. Schwergewichtig vertreten ist die Sparte Hip-Hop, geordnet nach US-Regionen oder Künstlernamen, dann 150 Mal französischer Rap, ferner viel Soul-Musik sowie ein «Pop-Chischtli, von Baschi bis Oasis». Man stellt sich vor, die dreisprachige Musikfachfrau geniesse auf dem weissen Ledersofa bei jeder Gelegenheit trendy sound – doch dem ist nicht so: «Albenabspielen ist für mich eine berufliche Sache, und die erledige ich meist im Auto.» Lieber als Background-Musik höre sie zu Hause dem Autoverkehr zu, «dann weiss ich, dass etwas läuft vor dem Haus». Ihre jetzige Bleibe würde Jubaira höchstens für eine Wohnung «mit Mega-Sicht» aufgeben oder allenfalls für ein altes, romantisches Bauernhaus in Graubünden, wo sie ein paar Kinderjahre verbrachte. «Sollte ich mal eine Familie haben, wäre diese Lage hier sicher nicht ideal», bemerkt sie dazu.

Ausgeklügelt organisiert ist schliesslich der schmale Arbeitsraum, welcher auch als Schuh-, Kleider- und Taschen-Aufbewahrungsort dient. Als weit gereiste Journalistin, Chefredaktorin, Managerin, Moderatorin und Produzentin gehört sie bereits mit 29 Jahren zu jenen Frauen, die sich in einer Boutique nicht mehr fragen, ob sie neue Highheels brauchen, sondern wie sie diese daheim wieder finden. Die passionierte Shopperin hat dafür ein patentes Rezept: Auf jede Schuhschachtel – mittlerweile etwa 200 – klebt sie ein Polaroid des darin liegenden Paares. Dank raffinierter Stapelung der Schachteln behält sie ohne Halsverrenkung die Übersicht. Her home is her castle. Auch im Detail.



EIN FILMREIFES HAUS

Erich Langjahr lebt mit seiner Familie in Root bei Luzern in einem über 250 Jahre alten Bauernhaus, einem sogenannten Tätschhaus. Auf dessen «getätschtem», also ziemlich flachem Dach war der Schnee willkommen, weil er als Isoliermasse beissende Zugluft von oben abhielt. Diese Idee gefällt dem renommierten Schweizer Dokumentarfilmer genauso wie viele andere Details an seinem geschichtsträchtigen Heim, in dem er auch arbeitet und ein Museum betreibt. «Ich bin kein Nostalgiker», sagt er, «mich interessiert aber die Bedeutung hinter den Dingen.»

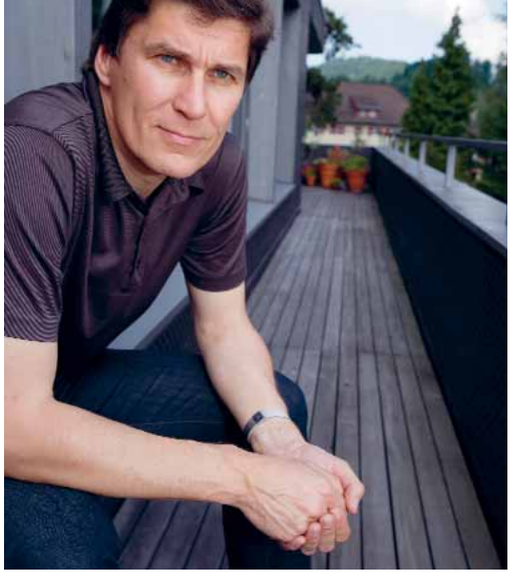
Das «Haus beim Brunnen», direkt an der stark befahrenen Kantonsstrasse zwischen Luzern und Zürich gelegen, könnte man glatt übersehen. Neben den neueren und höheren Bauten zur Rechten und Linken wirkt das dunkle Holzhaus erst recht geduckt. Spätestens aber wenn dessen Bewohner Erich Langjahr die Besucher beschwingt über den Kiesweg zu seinem Heim geleitet und Geschichten über das alte Gebäude zu erzählen beginnt, wird klar: Hier muss eine Oase des Wohlbefindens sein.

Der Innerschweizer lebt und arbeitet seit einem Vierteljahrhundert in diesem Haus. Dass es ihm hier so gefällt, hat sowohl mit den Entfaltungsmöglichkeiten im Innern zu tun wie auch mit den zahlreichen, teils geheimnisvollen Attributen rundherum, die er fast alle entschlüsselt und in seinem Kopf inventarisiert hat. «Jedes dieser Details spricht eine eigene Sprache, lässt Rückschlüsse zu oder wirft zumindest Fragen auf», sagt der Filmer. Beispiel: Die zweite Stufe der Sandsteintreppe, die zum Haupteingang führt, ist an einer Stelle auffällig tief ausgetreten. «Ich rätsle heute noch über die Bewandtnis», so Langjahr.

Oder die Balkonbrüstung, in deren Holzverkleidung ein längliches Loch mit Bauchsilhouette klafft: «Aus dem ausgesägten Stück zimmerte der ehemalige Bewohner ein Bäbi.» Mauerlöcher, Schilder, Aufhängevorrichtungen, Blechverkleidungen, altes Werkzeug: Für Langjahr, der sich selbst als Handwerker bezeichnet, sind es wertvolle Reminiszenzen – und nicht zuletzt Inspirationsquellen für sein dokumentarisches Filmschaffen.

Verschiedene Wege und Türen führen ins verschachtelte Heim, wo schliesslich auch Verschiedenes zusammenfindet: Arbeit, Wohnen und Museum. In einer ehemaligen niedrigen Stube, dem «Montageraum», bearbeiten Erich Langjahr und Lebensgefährtin Silvia Haselbeck die eigenen Filme, und zwar am über 20-jährigen Schneidetisch aus der Abteilung Dramaturgie des Schweizer Fernsehens. Im Büro darüber nochmals ein Schnittplatz, Jahrgang 1964, Provenienz Tagesschau. Daneben ein Nussbaum-Pult, geerbt vom Zuger Grossvater, sowie ein antiker Sekretär. Aus vergangenen Zeiten auch die Karteikästchen, in welchen der Künstler «manchmal schneller zum Ziel kommt als am Computer». Stapel von riesigen Filmbüchsen, Filmplakate und Filmfestival-Badges verleihen dem Arbeitszimmer erst recht eine Aura von Kinowelt. Am Pult in diesem Raum hält sich Erich Langjahr am liebsten auf: «Hier sitze ich aufrecht und tue etwas, und das ist gut so. Sobald ich mich auf ein Sofa setze, schlafe ich nämlich ein.»

Während der hausinternen Wanderung treppauf und treppab gelangt man vom Büro zunächst nach oben zu den Schlafräumen, vorüber an der ausladenden Polstergruppe, auf der Erich Langjahr «höchstens an Weihnachten» sitzt, vorbei am Spielzimmer des jüngeren Sohnes, dann steil hinunter zur Küche samt langem Esstisch und schliesslich nochmals treppab ins öffentliche Museum Root. Hier präsentieren Erich Langjahr, Silvia Haselbeck und Antje Jensen das reichhaltige originale Handwerkszeug von Josef Stücheli (1892 – 1967), dem letzten Stör-Schuhmacher des Ortes. Stücheli hatte mit seiner 13-köpfigen Familie das «Haus am Brunnen» zuletzt bewohnt und bewirtschaftet. Dann versank es im Tiefschlaf, bis Erich Langjahr es 1980 wach küsste.



ERDVERBUNDEN IN FARBE UND MATERIAL

Für Daniel Lengacher «ist das eigene Daheim der wichtigste Aufenthaltsort». Dabei ist ihm die Umgebung wichtiger als die Wohnung selbst und eine bescheiden dimensionierte Stadtwohnung lieber als ein grosses Einfamilienhaus in der Agglomeration.

Der Architekt hatte Glück: 2003 konnte er mit seiner sechsköpfigen Familie in die Attikawohnung eines Mehrfamilienhauses einziehen, das sein Büro entworfen hatte und das den eigenen Ansprüchen entsprach. Der markante Bau liegt in einem Park nahe des Luzerner Stadtzentrums.

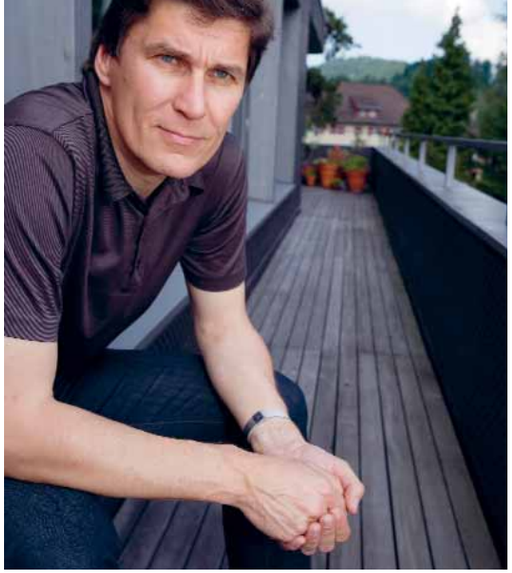
Das «Haus beim Brunnen», direkt an der stark befahrenen Kantonsstrasse zwischen Luzern und Zürich gelegen, könnte man glatt übersehen. Neben den neueren und höheren Bauten zur Rechten und Linken wirkt das dunkle Holzhaus erst recht geduckt. Spätestens aber wenn dessen Bewohner Erich Langjahr die Besucher beschwingt über den Kiesweg zu seinem Heim geleitet und Geschichten über das alte Gebäude zu erzählen beginnt, wird klar: Hier muss eine Oase des Wohlbefindens sein.

Der Innerschweizer lebt und arbeitet seit einem Vierteljahrhundert in diesem Haus. Dass es ihm hier so gefällt, hat sowohl mit den Entfaltungsmöglichkeiten im Innern zu tun wie auch mit den zahlreichen, teils geheimnisvollen Attributen rundherum, die er fast alle entschlüsselt und in seinem Kopf inventarisiert hat. «Jedes dieser Details spricht eine eigene Sprache, lässt Rückschlüsse zu oder wirft zumindest Fragen auf», sagt der Filmer. Beispiel: Die zweite Stufe der Sandsteintreppe, die zum Haupteingang führt, ist an einer Stelle auffällig tief ausgetreten. «Ich rätsle heute noch über die Bewandtnis», so Langjahr.

Oder die Balkonbrüstung, in deren Holzverkleidung ein längliches Loch mit Bauchsilhouette klafft: «Aus dem ausgesägten Stück zimmerte der ehemalige Bewohner ein Bäbi.» Mauerlöcher, Schilder, Aufhängevorrichtungen, Blechverkleidungen, altes Werkzeug: Für Langjahr, der sich selbst als Handwerker bezeichnet, sind es wertvolle Reminiszenzen – und nicht zuletzt Inspirationsquellen für sein dokumentarisches Filmschaffen.

Verschiedene Wege und Türen führen ins verschachtelte Heim, wo schliesslich auch Verschiedenes zusammenfindet: Arbeit, Wohnen und Museum. In einer ehemaligen niedrigen Stube, dem «Montageraum», bearbeiten Erich Langjahr und Lebensgefährtin Silvia Haselbeck die eigenen Filme, und zwar am über 20-jährigen Schneidetisch aus der Abteilung Dramaturgie des Schweizer Fernsehens. Im Büro darüber nochmals ein Schnittplatz, Jahrgang 1964, Provenienz Tagesschau. Daneben ein Nussbaum-Pult, geerbt vom Zuger Grossvater, sowie ein antiker Sekretär. Aus vergangenen Zeiten auch die Karteikästchen, in welchen der Künstler «manchmal schneller zum Ziel kommt als am Computer». Stapel von riesigen Filmbüchsen, Filmplakate und Filmfestival-Badges verleihen dem Arbeitszimmer erst recht eine Aura von Kinowelt. Am Pult in diesem Raum hält sich Erich Langjahr am liebsten auf: «Hier sitze ich aufrecht und tue etwas, und das ist gut so. Sobald ich mich auf ein Sofa setze, schlafe ich nämlich ein.»

Während der hausinternen Wanderung treppauf und treppab gelangt man vom Büro zunächst nach oben zu den Schlafräumen, vorüber an der ausladenden Polstergruppe, auf der Erich Langjahr «höchstens an Weihnachten» sitzt, vorbei am Spielzimmer des jüngeren Sohnes, dann steil hinunter zur Küche samt langem Esstisch und schliesslich nochmals treppab ins öffentliche Museum Root. Hier präsentieren Erich Langjahr, Silvia Haselbeck und Antje Jensen das reichhaltige originale Handwerkszeug von Josef Stücheli (1892 – 1967), dem letzten Stör-Schuhmacher des Ortes. Stücheli hatte mit seiner 13-köpfigen Familie das «Haus am Brunnen» zuletzt bewohnt und bewirtschaftet. Dann versank es im Tiefschlaf, bis Erich Langjahr es 1980 wach küsste.



ERDVERBUNDEN IN FARBE UND MATERIAL

Für Daniel Lengacher «ist das eigene Daheim der wichtigste Aufenthaltsort». Dabei ist ihm die Umgebung wichtiger als die Wohnung selbst und eine bescheiden dimensionierte Stadtwohnung lieber als ein grosses Einfamilienhaus in der Agglomeration.

Der Architekt hatte Glück: 2003 konnte er mit seiner sechsköpfigen Familie in die Attikawohnung eines Mehrfamilienhauses einziehen, das sein Büro entworfen hatte und das den eigenen Ansprüchen entsprach. Der markante Bau liegt in einem Park nahe des Luzerner Stadtzentrums.

Die beiden modernen Wohnblöcke zwischen Kapuzinerkloster Wesemlin und Kinderheim Titlisblick, umgeben von riesigen Laubbäumen, wecken wegen ihrer dunklen Fassade und den abgerundeten Ecken besonderes Interesse. Wer nahe an die Gebäude herantritt, stellt fest, dass diese mit Holzschindeln verkleidet sind, so wie man es sonst von älteren, einfachen Häusern in den Bergen kennt. Die anthrazitfarbenen Schindeln aus dem Entlebuch, die je nach Lichteinfall rötlich schimmern, verleihen den Baukörpern eine urbane Eleganz und stehen in direktem Dialog zur immensen Blutbuche inmitten des Grundstücks.

Das Luzerner Architekturbüro Lengacher und Emmenegger verfolgte mit der Material- und Farbwahl ein klares Ziel. «Aufgabe der Häuser war es», sagen die beiden Architekten, «die Wirkung des Baumparks zu verstärken und ihn optisch zu erweitern. Deshalb ist die Fassadenfarbe dunkel wie die Baumstämme, bekommt die Fassadenhaut mit den Fichtenschindeln einen organischen Charakter, sind die Gebäudeecken abgerundet.» Für diese innovative Umsetzung wurde das Büro mit dem Zentralschweizer Holzpreis 2006 ausgezeichnet.

Ebenso ernst wie das bauliche Umfeld werden die Gestaltungswünsche der Bewohnerschaft genommen. «MMB – Modell für Mitsprache beim Bauen» heisst die Organisationsform, bei der letztere mitreden und gewisse Aufgaben übernehmen können. Dieses Modell wurde bereits bei verschiedenen Projekten erfolgreich erprobt – auch bei der Überbauung, in der Lengacher nun selber lebt.

Klar, dass der Vater beim Planen seiner nicht überaus gross bemessenen Maisonette-Wohnung der familiären Gegebenheit besonders Rechnung tragen wollte. Es galt, vier Jugendlichen ausreichend Rückzugsmöglichkeiten zu bieten sowie den Eltern ein ruhiges Schlafzimmer und eine praktikable Büroecke. Weiter brauchte es genügend Nasszellen, einen für alle attraktiven Wohn- und Essbereich und eine Küche, in der mehr als eine Person aufs Mal wirken kann. Die Architekten schufen auf eineinhalb miteinander verbundenen Etagen ein kompaktes Ganzes, das Veränderungen zulässt. Der untere Stock beispielsweise könnte später vom oberen abgekoppelt und als Zwei-Zimmer-Wohnung separat vermietet werden.

Nebst der kniffligen Grundrissgestaltung, bei der es stark auf eine «Hierarchie», also eine klar durchdachte Abfolge der Innen- und Aussenräume ankam, widmete sich Lengacher mit Freude dem Innenausbau. Sämtliche Einbaumöbel hat er selbst entworfen: gradlinige Körper, die gleichermassen als Raumteiler wie auch als Stauräume dienen. Als Material dienten MDF-Platten, die meisten rotbraun-erdig eingefärbt und lackiert. Ein Teil der Wände im Wohnbereich weist eine matt glänzende Silberoberfläche auf. Corbusier-Sessel und Eileen-Gray-Tischchen passen ausgezeichnet dazu.

Einen einzelnen Lieblingsplatz in dieser Wohnung kann der Architekt nicht benennen. «Aber ich habe mir den seltsamen, langjährigen Traum einer Eckbank erfüllt», bekennt er. Dass der Essbereich tatsächlich diese Form aufweist, realisiert man freilich erst auf den zweiten Blick: Die «Bank», rechtwinklig um eine Längs- und eine Schmalseite des Esstischs angelegt, ist nicht zum Sitzen da, sondern bildet, leicht erhöht hinter den Freischwinger-Stühlen, eine willkommene Ablagefläche.

Die Attikawohnung mit grosszügiger Südterrasse eröffnet den Blick an den Pilatus, auf die mit Kindern belebten Nachbarhäuser – und hinten hinaus in den stillen Klostergarten.

Der Teppich

Von Heidy Gasser

DER TEPPICH

Von Heidy Gasser

Wie viele vor mir kam auch ich eines Tages zurück. Einige Jahrzehnte hatte die Flucht gedauert, in denen ich ein neues Daheim gemietet und trotzig bewohnt hatte. Alles schien besser als das überschaubare Bergdorf, in dem die Lebensgeschichten noch Allgemeingut waren. Die Wände der Häuser schienen durchlässig zu sein. Jedes noch so sorgsam gehütete Geheimnis entwich durch eine Ritze oder den Kamin und fand seinen Weg zu den Nachbarn. Sie fingen es ein und verwoben es in den vielfältigen Teppich aus Geschichten, welcher allen gehörte. Jeder wob mit, ob er wollte oder nicht. Ich wollte nicht und zog aus, um Herr meines eigenen Lebens zu werden. Es war eine Illusion. Die scheinbar anonymen Mietshäuser in der Stadt entpuppten sich mit der Zeit als kleine Dörfer.

Das Dorf hatte sich in der Zwischenzeit verändert, war offener und grösser geworden. Doch die Freude an den Geschichten anderer war geblieben. Ich teilte sie, wollte aber nicht dazu beitragen. Kein Wunder, zog mich das Berghaus unserer Familie magisch an. Es lag vierhundert Meter höher als das Dorf. Seit Jahren war es kaum mehr bewohnt worden. Der Pächter der Bergwiesen fuhr nach der Heuarbeit wieder nach Hause. Das Berghaus blieb mit blinden Fensterscheiben zurück. Es war lange her, seitdem mein Vater es selbst im Winter bewohnt hatte. Damals waren die Bauern von einer kleinen Scheune zur anderen mit ihrem Vieh gezogen und hatten die Heuvorräte bis zur Neige aufgebraucht. Autos waren selten. Mein Vater ging zu Fuss und trug die Brente voller Milch bis ins Tal. Dann kehrte er zurück auf den einsamen Berg. An Winterabenden sahen wir oben am Berghang viele kleine Lichter. Sie sahen aus wie Sterne. Und hinter jedem dieser Lichter wohnte jemand, der dort zum Vieh sah. Meine Mutter zeigte auf das Licht, das zu meinem Vater gehörte. Es sah klein und zerbrechlich aus. Die vielen Lichter sind heute erloschen. Ich wollte wenigstens eines wieder anzünden und dort oben wohnen.

Als ich die Hüttentür öffnete und mir ein Strom muffiger Luft entgegenschlug, hätte ich mein Vorhaben am liebsten wieder aufgegeben. In den Schlafkammern standen uralte Betten mit Sprungfedermatratzen. Mäuse hatten sie zerfressen und ihre Brut im Innern aufgezogen. Draussen in der russig schwarzen Küche lagen rostige Ofenrohre am Boden. Der Herd war auf die Seite gekippt. Zerbeulte Pfannen lagen in einer Ecke. Entmutigt fuhr ich in die Stadt zurück. Aber es liess mich nicht in Ruhe. Freunde mit handwerklichem Geschick begleiteten mich beim nächsten Mal und sahen Mängel, die gravierender waren als alte Betten. Das Dach war undicht, die Mauern liessen Feuchtigkeit durch, und durch die alten Fenster pfiff der Wind. Die Freunde vermittelten gute Handwerker und beruhigten mich, als das alte Haus ohne Dach im Regen stand.

Wir feierten jede kleinere und grössere Veränderung. Es gab ein Fest für das neue Dach. Wir weihten die Terrasse und die neue Feuerstelle ein. Die Toilette mit Wasserspülung war eine Flasche guten Champagners wert. Gemeinsam räumten wir die kohlschwarzen Bretter über der Rauchküche fort und fanden versteinerte Schuhe von Vorfahren, Käsebretter und ein paar Ski aus den Zwanzigerjahren. Es wurde heller im alten Haus. Längst hatte ich die zerkratzten, alten Möbel abgeschliffen und darunter Schönheit gefunden. Sie erzählte von handwerklichem Geschick und von Zeiten, in denen beinahe für die Ewigkeit geschreinert worden war. Als die neuen Fenster dem Wind die Stirn boten, sass ich allein in der Stube und wärmte den Rücken am Kachelofen. Alles war still. Doch ich glaubte, flüsternde Stimmen zu hören, das Rascheln von Röcken. Nagelschuhe scharrten über die abgewetzten Dielenbretter. Ich war nicht allein. Nicht hier in diesem Haus, das Generationen hart arbeitender Bauern vor mir bewohnt hatten. Nebelhafte Gestalten glitten durch meine Träume, wenn ich in der Dachkammer schlief. Doch ich fürchtete mich nicht. Sie gehörten zur Familie.

Die Wohnung in der Stadt behielt ich weiterhin. Nur am Wochenende war ich auf dem Berg und tauchte in eine ältere, stillere Zeit. Zuerst musste ich wieder lernen, mit der Stille zu leben. Ich ertappte mich bei Selbstgesprächen, kam aus einem anderen Leben voller Telefongeklingel, hastender Menschen, Termine und Gespräche. Zuerst ging ich viel zu schnell, verschüttete das Wasser am Brunnen, erschreckte die Vögel, die unter dem Stalldach wohnten. Ich nahm mich selber an der Hand, setzte mich auf die kleine grüne Bank unter dem Vordach und zwang mich dazu, nur zu sitzen und zu schauen, weit über das Dorf und den See tief unten im Tal. Die Luft roch nach Rauch und Erde. Hoch oben kreiste ein Milan, ruhig und doch konzentriert, schoss jäh in die Tiefe und tauchte mit einer Maus in den Fängen wieder auf. Langsam wurde ich ruhiger und vergass für einen Moment die Zeit.

Das Heimweh kam langsam, fast schleichend. Es überfiel mich mitten unter der Woche, wenn ich vor den Fenstern den Autoschlangen zusah, die sich durch

die Stadt drängten. Selbst im Winter fuhr ich ins Dorf, parkierte den Wagen im Tal und nahm den langen Weg unter die Füsse, im Rucksack die Vorräte für ein paar Tage. Pfefferminzkühle Luft umarmte mich. Bei jedem Schritt knirschte der Schnee. Es fröstelte mich bei der Vorstellung, ein eiskaltes Haus vorzufinden. Oft lag die Eingangstür hinter Schneewehen versteckt. Ich schaufelte sie frei, hauchte in meine kalten Hände, trug Holz ins Haus und entfachte ein Höllenfeuer im Kachelofen. Langsam wurde es warm. Auf dem Holzherd summte das Teewasser. Am nächsten Morgen fand ich Wiesen voller Schnee und Stille. An klaren Tagen konnte ich weit in die Berner Alpen sehen, zählte eisige Gipfel. Der Himmel war kalt und sehr blau. Nur der Kamin schrieb Rauchzeichen in die scharfe Luft. Im Schnee fand ich Spuren: kleine Hufe, Pfoten, Vogelkrallenzeichen am Rand des Gartens. Manchmal sah ich Rehe oben am Waldrand. Sie flüchteten mit hohen, federnden Sprüngen, trauten mir nicht.

Nach einigen Jahren kündigte ich meine Wohnung in der Stadt und liess Zentralheizung und glänzendes Parkett hinter mir. Ich wollte für mindestens ein Jahr im Berghaus wohnen und möglichst einfach leben. Es war wunderbar. Ich verlebte den schönsten Sommer meines Lebens. Am Wochenende bevölkerten meine Freunde aus der Stadt die Terrasse und genossen den Blick ins Tal, auf spielzeugkleine Häuser und den türkisblauen See. Kaum wurden die Tage kürzer und der Himmel grau, blieben die Besucher aus. Ich genoss die Stille und verbrachte köstliche Nachmittage auf dem alten Biedermeiersofa, las Bücher, hörte Musik. Die Stube war kachelofenwarm. Manchmal schlug der Regen mit leisen Fingerspitzen an die Scheiben. Ich fühlte mich glücklich und geborgen. Das ging eine Weile so. Dann kam die Stille immer näher. Sie nahm mir die Bücher aus der Hand und zwang mich dazu, mit mir allein dazusitzen. Sie stellte Fragen, denen ich nicht ausweichen konnte. Es waren uralte Fragen nach Woher und Wohin. Ich fand selten eine befriedigende Antwort. Alte Ängste und Traurigkeiten klopften an die Tür, setzten sich auf Stühle und Bänke, wollten nicht mehr gehen. Ich musste sie aushalten.

An einem dieser grauen Tage fand ich einen grossen Sack Brennholz vor meiner Tür. Ich sah Spuren von genagelten Schuhen im Schnee. Eine Weile ging ich ihnen nach, bis sie sich im Schneegestöber verloren. Tage später hörte ich ein Geräusch an der Tür. Wieder stand ein Sack mit Holz davor. Doch dieses Mal sah ich eine dunkle Gestalt drüben beim Stall. Ich rief ihr zu. Da blieb sie stehen und kam näher. Ich erkannte die gebückte Gestalt von Hans, einem alten

Bauern. Er nahm die Einladung zum Kaffee an und setzte sich leicht verlegen mir gegenüber. Meinen Dank wollte er nicht annehmen. Er sagte nur: «Hier oben schaut man zueinander. Ich dachte mir, dass du Holz brauchen könntest.» Nach ein, zwei Gläsern Kaffee Schnaps taute er auf und erzählte Geschichten aus alter Zeit. Früher war er im Winter oft bei meinem Vater zu Besuch gewesen, als sie beide auf dem Berg zum Vieh sahen. Ohne gegenseitige Hilfe wären sie häufig verloren gewesen. Ich fragte Hans, womit ich mich bedanken könne. Da sagte er leise: «Mit Zeit. Ich brauche ab und zu jemanden, mit dem ich reden kann.»

Von da an war Hans ein regelmässiger Gast in meinem Haus. Er forderte mich immer wieder auf, ihm Geschichten aus meinem Leben zu erzählen. Jedes Mal wunderte ich mich, wie er mit meinen Erzählungen umging. Er betrachtete sie aus ungewohnten Blickwinkeln, drehte und wendete sie. Sie veränderten sich. Manchmal entdeckte ich einen verborgenen Sinn, der mir vorher entgangen war. Die Tage wurden heller. Ängste und Traurigkeiten verliessen ihre Stühle und lösten sich nach und nach auf. Beim Einkaufen unten im Tal wurde ich oft angesprochen und gefragt, ob ich nicht einsam sei dort oben. Sie würden mein kleines Licht sehen und sich daran freuen. Ich war berührt und sagte, dass sie jederzeit bei mir willkommen seien. Manche nahmen die Einladung an. So kam es, dass die Runde um den alten Tisch immer grösser wurde. Hans sass still in einer Ecke und hörte einfach zu. Doch ist wusste, was er im Innersten mit all den Geschichten machte. Er verwob sie zu einem vielfältigen und lebendigen Teppich, der allen gehörte. Nur ahnte ich jetzt, dass solche Teppiche kostbar geworden waren.

Heidy Gasser, * 1957, lebt in Lungern OW. Autorin einer Biografie-Trilogie über die Mutter, von Darstellungen über die Kraftwerke Oberhasli (Arbeitergeschichten) und der Geschichte des Zuger Kantonsspitals. Mitarbeit an Anthologien, Beiträge für Radio und Zeitungen.

DIE ERSTE BLEIBE OHNE ELTERN

«Wir haben diese Wohnung besichtigt und nach dreissig Sekunden gewusst: Die wollen wir!», erzählen Andrea Koller und Irene Richiger einstimmig. Sie erhielten den Zuschlag und machten sich mit Freude ans Einrichten. Die beiden jungen Frauen fühlen sich pudelwohl in ihrer ersten eigenen Bleibe, im Dachstock eines kleinen Mehrfamilienhauses in Emmenbrücke. Dass man aus gewissen Nachbarsfenstern dann und wann mit argwöhnischem Auge auf die mit Freunden belebte und mit Lämpchen erhellte Terrasse blickt, nehmen die beiden kaufmännischen Mitarbeiterinnen mit Schmunzeln zur Kenntnis.

Für Irene Richiger und Andrea Koller war es immer klar: Der Wegzug vom elterlichen Zuhause würde ein aufregender Schritt werden. Wohl deshalb träumten sie schon als Jugendfreundinnen davon, die erste eigene Wohnung dereinst miteinander zu teilen. «Zu zweit ist es doch einfach schöner als ganz allein», ist Irene Richiger überzeugt.

Unbestritten war, dass jede für sich ein Zimmer beansprucht, die Wohnung problemlos bezahlbar – und natürlich auch hübsch sein musste. Die Dreieinhalb-Zimmer-Wohnung mit ihren zwei gleich grossen Schlafräumen, einer geräumigen Küche und dem leicht abgeschrägten Wohnraum war also ein Volltreffer. Weder mussten von eigener Hand Wände gestrichen noch alte Teppiche herausgerissen werden. Die jungen Mieterinnen konnten ein frisch renoviertes Reich beziehen.

Nicht mehr als insgesamt 5’000 Franken sollten sämtliche Neuanschaffungen kosten. Dazu gehörten Polstergruppe, Salontischchen, Fernsehmöbel, Esstisch und dazugehörige Stühle, Vorhänge sowie Kücheneinrichtung. Alles wurde schliesslich gut und günstig bei Grossverteilern gefunden. Dabei gingen die jungen Kauffrauen in jeder Beziehung weitsichtig vor: Die Wohnzimmereinrichtung bezahlte Andrea Koller, Esstisch und Stühle hingegen Irene Richiger. «So gibt es bei einer späteren Auflösung des Ganzen keine langen Diskussionen», erklärt Andrea Koller. «Jede nimmt dann mit, was sie bezahlt hat.»

Durch die modern-schlichte Einrichtung im blitzblank geputzten und pflanzenlosen Wohnraum zieht sich ein roter Faden: Rot sind die Sitzkissen auf dem beigen Polstermöbel, rot die

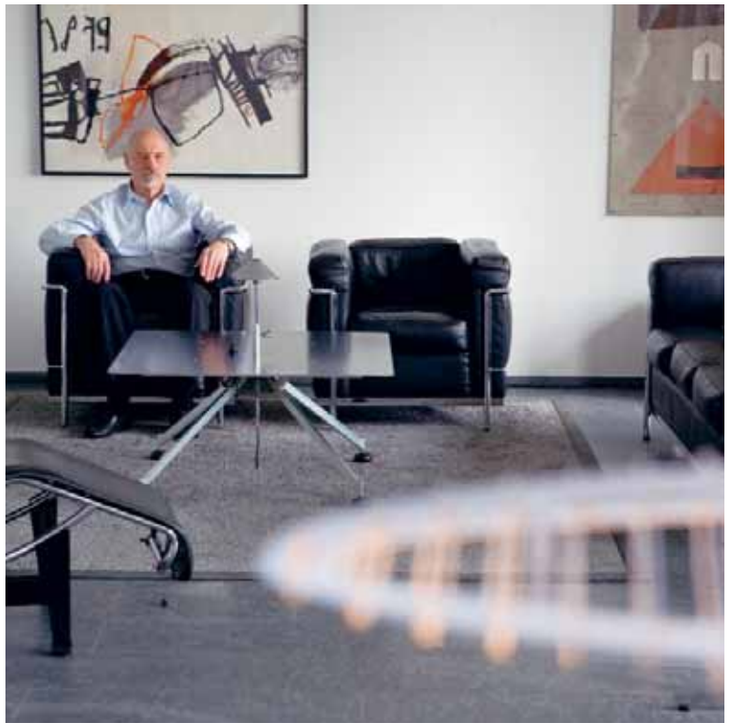
Vorhänge, die Kerzen, die Lämpchenketten und die Ziertassen (mit Schweizerkreuz). Zwei weitere Dinge fallen auf: die Fotowand im Korridor, bestehend aus unzähligen miteinander verbundenen Einzelaufnahmen, von denen einem lauter strahlende Gesichter entgegenblicken. Und die gross dimensionierte Terrasse mit Aussicht nach Luzern und in die Alpen. «Das ist im Sommer unser liebster Platz. Hier gehen Grillabende, ausgelassene Frauenrunden und Partys über die Bühne», erzählt Irene Richiger vergnügt. Anlässe, an denen freilich nicht alle Nachbarn ebenso Spass hätten.

Freude haben die Mieterinnen an ihren persönlichen Zimmern, die unterschiedlicher nicht sein könnten. Andrea Koller, die Verspielte, fühlt sich bestens im Mix aus unaufgeräumtem Mädchenreich, orientalischem Traum und Fundgrube, wogegen Irene Richiger, die Ordentliche, nicht mehr als ein Doppelbett, eine gradlinige Kommode und einen Kleiderschrank um sich will – samt den Pokalen natürlich, die sie im Vollkontakt-Karate gewonnen hat.

Zusammen Wohnen mache Spass, finden beide, und es störe keineswegs, wenn der Freund der einen oder anderen zwischendurch die eingespielte Zweisamkeit aufmische. Mit jemandem die erste Bleibe zu teilen, ist ein Experimentierfeld, an dem man wächst. So machen sich die jungen Frauen auch schon mal über die nächste Wohnform ihre Gedanken. «Ich möchte nie alleine leben», betont Irene Richiger. Andrea Koller hingegen meint: «Doch, das könnte ich mir auch vorstellen.»

DASEIN IM KLASSISCHEN DESIGN

Primo Marghitola war ein Wegbereiter. Der Schreiner und Innenarchitekt verkaufte im Raum Luzern als Erster avantgardistische Möbel, die zu modernen Klassikern wurden. «Ich kann mich an jedes Stück in meinem Geschäft erinnern», sagt er. Einige davon, teils Originale aus den Sechzigerjahren, stehen heute noch bei ihm zu Hause, und unübersehbar sind dort auch seine selbst geschaffenen Tische und Schränke von betörender Eleganz. Etwas anderes als schlichtes, unvergängliches Design käme für diesen leidenschaftlichen Gestalter gar nicht in Frage. «Ausser, es ist gekonnt verrückt.»



Als Primo Marghitola 1963 an der Winkelriedstrasse in Luzern ein Geschäft für modernes Wohnen eröffnete, gab es erst wenige Leute, die ein Auge für schnörkellose Formen hatten. «Es lief anfänglich schlecht», erzählt der Pionier. «Gott sei Dank führte eine Hintertür zur Arlecchino-Bar.» Sein Mut und sein sicheres Gespür für gutes Design machten sich später doch noch bezahlt. Sowohl die Möbelschreinerei in Littau, welche er zusammen mit Bruder Arnoldo betrieb, wie auch das Einrichtungshaus (ab 1974 am Luzerner Metzgerrainle) erlebten Glanzzeiten und setzten weit herum prägende Akzente.

Primo Marghitola wohnt seit 1995 mit seiner Lebensgefährtin Fanny Rinderknecht in einem modernen Doppel-Einfamilienhaus am Rand von Sempach. Eigentlich hätte er sich nie vorstellen können, aus der Luzerner Altstadt wegzuziehen – «bis ich dem Wunsch meiner Partnerin nachkam und merkte: Es tut mir gut.» Die Ruhe, der Garten, die angenehme Nachbarschaft und die ungetrübte Sicht über den Sempachersee würden die Nachteile wettmachen.

Getrennt hat sich Marghitola von seiner geliebten Stadt, aber nicht von seinen Möbeln und den Werken zahlreicher Innerschweizer Künstler, denen er in seinem Geschäft regelmässig eine Ausstellungsfläche bot. «Zwar konnte hier in Sempach nicht mehr alles hingestellt und aufgehängt werden, weil zwei Haushalte zusammenkamen», erklärt er. «Aber immerhin, die Geschmäcker waren deckungsgleich.»

Der weiträumige, helle Wohnraum zum Garten hin präsentiert ausschliesslich moderne Klassiker, ein

harmonisches Ganzes, vorherrschend schwarzes Leder, Stahlrohr und Holz. Blickfang mittendrin eine Corbusier-Liege von Cassina aus dem ersten Produktionsjahr 1965.

Weiter vertreten im ganzen Haus sind unter anderem die Namen Eichenberger (Esszimmerstühle), Pfalzberger (Aussenliege), Citterio (Servierboy), Lehni (Lampen), Wogg (Regal), USM Haller (Büro), Mario Botta (Stühle) und Willi Guhl (Gartensessel). Und natürlich Primo Marghitola selbst. Sein Esstisch und sein Geschirrschrank, beide in den Achtzigerjahren aus Birnbaum geschaffen und von zeitloser, schlichter Eleganz, fügen sich ganz natürlich ins weltbekannte Design ein.

Etwas schräg wirkt hingegen der Alias-Salontisch aus Blech mit seinem festgeschraubten, aber definitiv erloschenen Lämpchen mittendrin. «Ein Gag, aber ein guter», findet Primo Marghitola. Beim Einrichten liege ruhig auch mal etwas «Spleeniges» drin. So stört es ihn keineswegs, wenn Fanny Rinderknecht, eine Keramikkünstlerin, ihren hellgrauen Figuren bunt-glänzende Schokopapierchen um den Hals drapiert.

Lieblingsorte im Haus sind: 1. sein Büro im oberen Stock, wo alles eine präzise Ordnung hat und von wo aus er mit dem Feldstecher den Flug von Graugänsen beobachtet; 2. die selber entworfene Küche, wo jeden Abend ein leckeres Menü zubereitet wird, und 3. das Atelier unten im Keller. Hier kreiert Marghitola unermüdlich weiter, mit Spass und Hartnäckigkeit immer bei der klaren Form – selbst wenn es um ein Nähkästchen geht. Hier unten steht auch der Prototyp eines Objekts, das er 1957 für seinen ersten Sohn geschaffen hat: Tripolino, ein multifunktionales Kindersitz- und -spielmöbel, das er heute in den Behindertenwerkstätten Brändi produzieren lässt und nach wie vor erfolgreich vermarktet. Sein eigener Klassiker, der es zu Recht ins Schweizer Möbel-Lexikon geschafft hat.

VOM GLÜCK IM LETZTEN DAHEIM

Margrith Meyer, Rentnerin, ehemalige Hotelière, fünffache Mutter und neunfache Grossmutter, war es stets gewohnt, den Dingen ins Gesicht zu sehen und kluge Entscheide zu fällen. So auch für den eigenen Lebensabend: «Irgendwo ist letzte Station, da kann man nichts machen», sagt sie ohne Bitterkeit. «Aber ad hoc in einem Pflegeheim landen, das wollte ich auf keinen Fall.» Deshalb hat die Witwe vorgesorgt und wohnt schon jetzt in einer Seniorenresidenz, wo Hilfe auf Knopfdruck da ist und wo es ihr «rundum gefällt«.

Bevor Margrith Meyer 2005 in die Luzerner Residenz Sonnmatt einzog, hatte sie sich in ihrer Mietwohnung in Schwyz immer wieder gefragt, «was wohl wäre, wenn ich von einem Tag auf den andern zu einem Pflegefall würde». Die Angst, unvermittelt nicht mehr über sich selber bestimmen zu können, bewog sie dazu, rechtzeitig eine ideale Wohnform für die letzten Jahre zu suchen. «Eine ehemalige Schulkameradin machte mich auf die Sonnmatt aufmerksam, und ich war sofort begeistert.»

Der elegant-markante Neubau in der südlichen Hügelzone des Dietschibergs ist vergleichbar mit einem Aparthotel, bietet aber deutlich mehr: Direkt neben Kurhaus und Privatklinik gelegen, ist er eine Residenz auf Dauer für Menschen ab sechzig, die räumlich kürzertreten wollen und gleichzeitig Serviceleistungen und medizinische Betreuung nach Mass wünschen. «Zu wissen, dass man an einen gedeckten Tisch sitzen kann und bei Bedarf umgehend Hilfe erhält, beruhigt ausserordentlich», betont Margrith Meyer.

Die Witwe und Rentnerin bewohnt ein Zweieinhalb-Zimmer-Appartement, dessen offen konzipierte Fläche sich mit einer Schiebetür in Wohn- und Schlafzone trennen lässt. Ein Teil der Einrichtung stammt aus dem Hotel «Meyerhof» in Hospenthal, welches sie mit ihrem Mann dreissig Jahre lang betrieben hat. Dazu gehört das ausladende Buffet im Barockstil, von dem sie sich «nicht trennen konnte». Allzu viel fand hier freilich nicht mehr Platz, was Margrith Meyer aber nicht bedauert. «Den Haushalt zu verkleinern, war für mich ein allmählicher und richtiger Prozess.»

Genügend Raum gibt es nach wie vor für kleine, originale Erinnerungsstücke. Zum Beispiel für den Stiefelknecht, ein hölzernes Bidet mit herausnehmbarem Zinnbecken, ein Blechgefäss mit Schnabel namens Delphin, das zum Händewaschen diente, ein fein ziseliertes Zinnköfferchen, Silberschalen und Porzellantässchen, Stiche von der Schöllenen-Schlucht – und dann natürlich für das hübsche Porträt in Öl über dem Esstisch, das Margrith Meyer als junge Frau im Profil zeigt. Ungewöhnlich ist die Entstehungsgeschichte des Bildes: «Ein belgischer Tourist, Kunstmaler von Beruf, liess sich in der Autogarage meines Vaters in Schwyz den Wagen reparieren, ohne jedoch Geld zu haben. So erhielt er das Angebot, den Aufwand mit einem kleinen Porträt von mir zu begleichen», erzählt die Verewigte vergnügt. Drei Tage lang habe sie dafür stillsitzen müssen – «aber es hat sich gelohnt, finden Sie nicht auch?»

Mit 75 Jahren hat Margrith Meyer sich instruieren lassen, wie der Computer bedient wird. Seither steht ein moderner Tisch mit PC im Schlafzimmer. «Am Bildschirm lese ich die NZZ, hier schreibe ich Briefe und versende E-Mails, drucke mir Fahrpläne und meiner Tochter Sudokus aus, und manchmal besuche ich Homepages von interessanten Hotels», sagt sie ganz selbstverständlich. In der Residenz mit ihren vierzig Bewohnern hätten nur sie und ein Mann einen Internetanschluss. «Man sollte offen sein für Neues», ist die Rentnerin überzeugt. Deswegen knüpfe sie auch leicht Kontakte. «Wir haben es gut hier, trinken zusammen Kaffee und tauschen Bücher aus.» Klar, seien nicht alle gleich eng miteinander verbunden – wie in jedem Mietshaus eben auch.

«Ich wüsste nicht, wo es schöner wäre», meint Margrith Meyer und blickt von ihrer Terrasse aus zufrieden über den See. «Alles, was jetzt noch kommt, muss man akzeptieren.»

BEIM WOHNEN UNTERWEGS SEIN

Max Renggli sagt, er könnte sich überall zu Hause fühlen. In einem einzigen bescheidenen Zimmer wie auch in weitläufigen Räumen, in einem romantischen Bauernhaus gleich gut wie in einem modernen Kubus, daheim genauso wie im Büro. «Wichtig ist mir einzig, dass dort etwas passiert.» Damit meint er: Man muss sich darin entwickeln können und Veränderungen zulassen. Am allerliebsten wohnt der Unternehmer aus Sursee jedoch draussen in der Natur. Was er dort fotografisch festhält, schmückt grossformatig die Wände in seinem Geschäftshaus an der Sure.

«Unterwegs sein» ist ein Begriff, den man im Gespräch mit Max Renggli immer wieder hört. «Ich lasse mich nicht gerne einengen, weder räumlich noch gedanklich», erläutert er seine Lebensmaxime. Und diese betrifft in hohem Masse auch das Wohnen. Dass er sich nicht daheim in Schötz, sondern im Bürogebäude der Holzbaufirma Renggli AG in Sursee porträtieren lässt, überrascht also nicht.

Intensiv wohnen kann man nach Max Renggli auch am Arbeitsplatz, ohne dass dieser gleich ein Zufluchtsort ist. «Ich halte mich gerne zu Hause im Kreise meiner fünfköpfigen Familie auf. Aber unser wunderbares Geschäftshaus bietet mir ein ebenso schönes Wohngefühl.» Kein Wunder: Dieser Minergie-Holzsystembau der Luzerner Architekten Scheitlin Syfrig, mitten im Zentrum und direkt an der ruhig fliessenden Sure gelegen, entspricht genau seinen Vorstellungen als Pionier des modernen Holzbaus: schlicht, nachhaltig, mit höchstem Anspruch an Qualität und Ästhetik – und: wandelbar.

In diesem viergeschossigen, gradlinigen und in alle Himmelsrichtungen hin offenen Gebäude kann Max Renggli seine Antennen besonders weit ausrichten. «Hier habe ich den Kopf frei für neue Ideen, hier findet Teamgeist statt, in diesem Haus lässt sich leben.» Und hier wird demnach auch gern verändert. Aus einer ungenutzten Fläche im Obergeschoss wurde zunächst ein Parkett-Showroom, dann ein Beratungsraum mit auf Sockeln präsentierten Hausmodellen, «und bald»,

so Renggli strahlend, «steht wohl erneut eine Optimierung an». Die Büros seiner Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen können nach Bedarf durch Wände ergänzt oder von solchen befreit werden. Auch wenn letzteres überhand nimmt, bleibt immer noch genug Fläche für moderne Kunst und für die grossformatigen Naturaufnahmen aus der Kamera des Firmenchefs. Man spürt: Für vieles hat dieser ein sicheres Auge. «Bei den Möbeln hingegen», gibt er unumwunden zu, «lasse ich mich gerne beraten.»

Max Rengglis Lieblingsplatz ist nicht etwa der Chefsessel, sondern das grosszügige Bistro im Eingangsbereich, wo man sich trifft, um zusammen zu essen, Gedanken auszutauschen oder Fachjournale durchzublättern. Und dann natürlich der angrenzende Innenhof, die Oase hin zum Flüsschen, welche Renggli auch deshalb so liebt, weil hier Laubbäume stehen. «Ich hätte niemals Buchsgewächse gewählt. Nur Bäume, die ihre Farbe jahreszeitlich ändern, die Blätter verlieren und im Frühling neue nachwachsen lassen.» Die dunkle Holzfassade bietet einen schönen Kontrast dazu. Genauso wie die modernen Skulpturen auf einem Steg über der Sure.

Wer weiss, vielleicht werden der Unternehmer und seine Frau, wenn das Familienhaus in Schötz zu gross geworden ist, in die Attikawohnung des Bürogebäudes umziehen. Max Renggli schliesst nie etwas aus. Vielleicht wird er dereinst aber auch die meiste Zeit in seiner liebsten Behausung verbringen: in dem zum Wohnmobil umgebauten Landrover, mit welchem er ganz und gar unterwegs sein kann.

PLATZ ZUM WIRKEN UND SINNIEREN

Ein Rundgang durch das Haus von Iwan Rickenbacher und seiner Frau Sibylle Schindler führt an mindestens einem Dutzend Tische vorbei und endet, von unten nach oben, auf einer Terrasse mit atemberaubender Sicht über Schwyz und Umgebung. Beides, der Blick in die weiträumige Ferne und intensives Verweilen am Tisch, prägt das häusliche Wohlbefinden des Kommunikationsberaters und der Künstlerin.

Man versteht, weshalb das Ehepaar seine Besucher gerne auf die Dachterrasse bittet. Von hier aus erfasst man mit den Augen das gesamte Schwyzer Becken, den Lauerzer- und einen Zipfel des Vierwaldstättersees sowie das Gebirgspanorama vom Grossen und Kleinen Mythen über den Uri-Rotstock bis hin zur Rigi.

Für Iwan Rickenbacher bietet diese Aussicht auch einen Blick in die eigene Vergangenheit: «Sehen Sie, hier bin ich geboren und aufgewachsen, dort unten steht das Lehrerseminar, das ich absolviert habe und an dem ich 13 Jahre lang als Direktor tätig war. Und auf dem Friedhof ganz in der Nähe liegen meine Eltern begraben.» In Schwyz war der ehemalige CVP-Generalsekretär überdies Gemeindepräsident, und im nahen Brunnen hat er heute sein Büro, von wo aus er als selbstständiger Politik- und Kommunikationsberater in der ganzen Schweiz tätig ist. Mit Schwyz fühlt sich Iwan Rickenbacher tief verbunden. Trotzdem wäre es für ihn denkbar, in einer anderen Stadt zu leben.

Die Plastikerin Sibylle Schindler pflegt einen eher pragmatischen Blick auf ihre ehemalige Ausbildungsstätte Ingenbohl unten im Tal und schätzt in erster Linie das Schauspiel der Natur. Wegziehen käme für sie aber nicht in Frage: «Es wäre zu aufwendig, erneut Werkhallen in nächster Umgebung zu finden, in denen ich als Frau ungeniert künstlerisch arbeiten kann.»

Das angebaute Einfamilienhaus aus den Achtzigerjahren lässt viel Licht herein, auch zu den zahlreichen Tischen, an denen das Paar intensiv verweilt. Am Pult auf der Galerie im ersten Stock sitzt der Hausherr mit Vorliebe am Wochenende. Hier stapeln sich denn auch nicht Akten, sondern neue Bücher, Fachliteratur und Romane, «die allesamt gelesen werden», so Rickenbacher. «Ich beende jedes Buch, auch wenn es mich ärgert.» Zu diesem Tisch dringt oft barocke oder zeitgenössische Musik, die Sibylle Schindler im Wohnraum darunter abspielt und zu der sie gelegentlich Arrangements kreiert, die kein Blumengeschäft fantasievoller zustande brächte. «So geniessen wir die Konzerte gemeinsam, er oben, ich unten, und wir können uns sogar etwas zurufen.»

Die Lieblingstische der Künstlerin befinden sich im Keller. Nicht selten näht sie hier bis tief in die Nacht hinein ihre eigene, exquisite Garderobe. «Nebst meiner täglichen Arbeit als Plastikerin, bei der es manchmal recht grob zu- und hergeht, ist Nähen für mich reinste Erholung.» Während Schränke und Schachteln mit Stoffen und Kleidern förmlich überquellen, sind ihre eigenwilligen abstrakten Skulpturen aus Ton und Eisen im Haus sparsam platziert.

An die Tafel im Wohnzimmer setzen sich die beiden nur mit Gästen, während am quadratischen Glastisch in der offenen Küche täglich gegessen und ausgiebig Zeitung gelesen wird. «Dieser Tisch ist für mich das Zentrum des Hauses», sagt Rickenbacher. Küchenkultur ist für beide ausgesprochen wichtig. Nicht von Bedeutung sind ihnen jedoch Designmöbel. Dafür schätzt er den grossen TV-Bildschirm für die obligaten Fussballspiele, den sie aus ästhetischen Gründen am liebsten weg hätte.

Auf keinen Fall verzichten möchte das Paar auf die Aussenzonen. Iwan Rickenbacher weilt oft im japanisch anmutenden Wildpflanzengarten, auf einem ganz bestimmten Stein vor dem Teich und betrachtet die Seerosen oder den Kastanienbaum, der ihn an seine Tessiner Grossmutter erinnert. «Mein Lieblingsplatz zum Abschalten», sagt er. So richtig zur Ruhe kommt Sibylle Schindler hingegen besser oben auf der Dachterrasse, auf einem gepolsterten Liegestuhl, wo die Unermüdliche ihren Blick auch mal Richtung Brunnen, zur Ferienwohnung am See, schweifen lässt.

ZONE FÜR KÜCHE UND GEMÜT

Üblicherweise jongliert Marco Rima mit Worten. Der erfolgreiche Komiker kann aber auch Zahlen zum Besten geben: «Ich wohne seit zwanzig Jahren in Ägeri, bin insgesamt zehnmal umgezogen und habe zehnmal ein neues Leben begonnen.» Just vor einem weiteren Umzug, jenem ins erste Eigenheim, lädt er zum Besuch in die eigenen vier Wände ein. Und siehe da, der wilde Kabarettist hat einen Hang zum Romantischen, zum Besinnlichen – und wird in seiner Wohnung zum ausgesprochenen Familienmenschen.

Marco Rima, Vater von zwei Teenagern und seit 2005 in zweiter Ehe verheiratet, mag es gemütlich. «Ich schätze das dörfliche Leben in Ägeri, wo man sich kennt und doch in Ruhe lässt, wo alles in Gehdistanz zu erledigen ist, wo die Kinder am Mittag nach Hause essen kommen und wo es vor der Tür einen unglaublich schönen See gibt.»

Nicht nur unmittelbar vor der Haustür liebt Rima das Überschaubare, gewissermassen Kuschelige, auch dahinter ist ihm «Wohlsein sehr wichtig». Verständlich deshalb, dass kurz vor dem Umzug in die Eigentumswohnung – nur ein paar Häuser weiter – noch keinerlei Zügelstimmung spürbar ist. Auf dem weissen Flügel im Wohnraum lächelt ein goldener Buddha, rundherum stehen sorgsam gerahmte Familienfotos, die Küche ist blitzblank aufgeräumt und startbereit, um Sohn und Tochter zu bekochen, die Wand hinter dem Sofa mit zahlreichen Widmungen und Erinnerungen aus der Kabarett-Szene geschmückt. Alles behält bis zur letzten Minute seinen Platz.

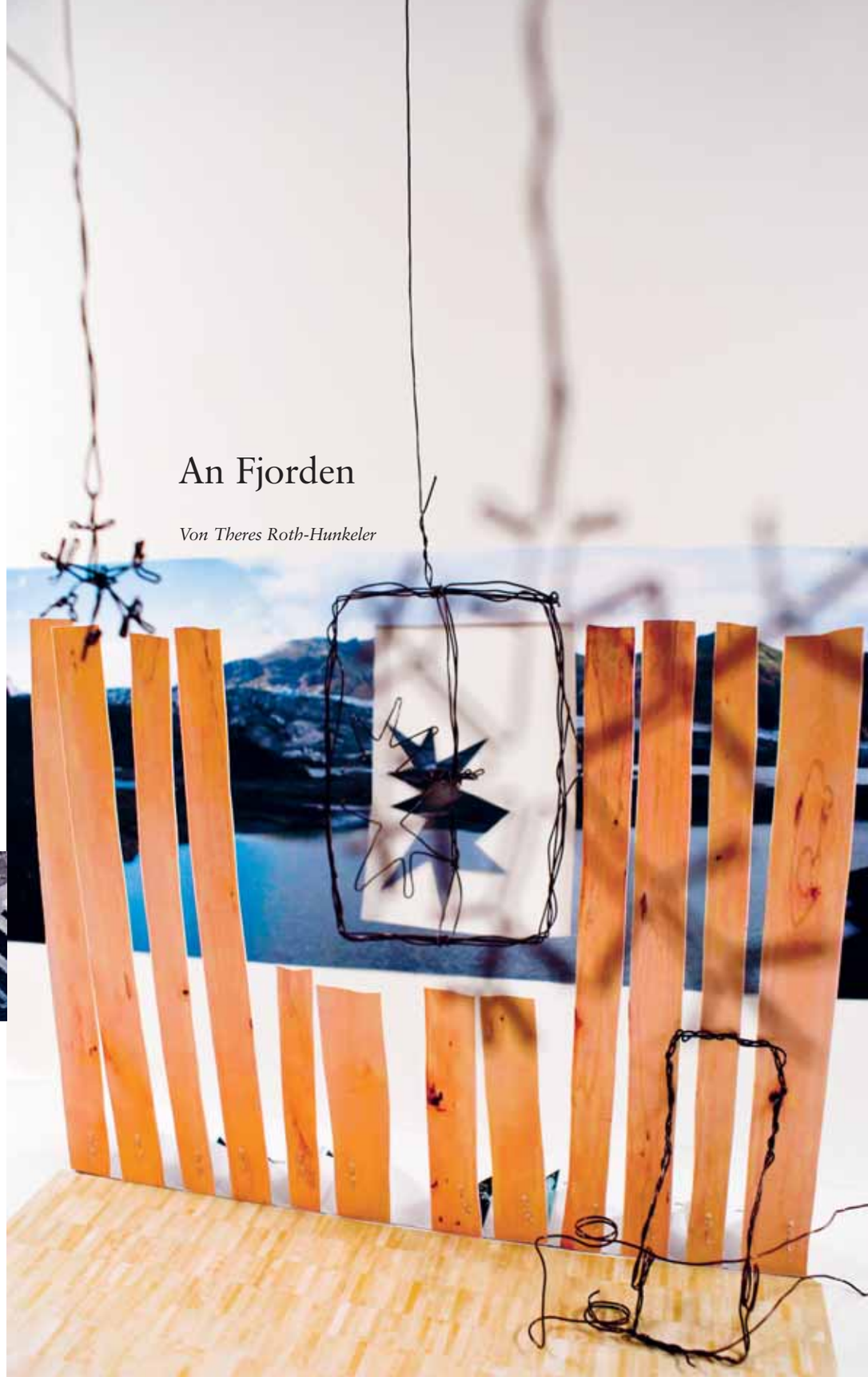
Für Marco Rima, der abends beruflich unterwegs ist und während der Nacht oft im Büro an neuen Stücken schreibt, sind die privaten Wände eine Relax-Zone erster Güte. Keinen Luxus gibt es hier, nichts Aufregendes, die Einrichtung ist unprätentiös zweckmässig, mit einem Hauch Romantik im Stil von Laura Ashley und ein paar Lämpchen vom Antiquitätenmarkt. Aber man merkt: Dieser Komiker ist einer, der nicht nur das Publikum, sondern ebenso den Haushalt im

Griff hat. Ein Mann, der problemlos auch mal ein zerdrücktes Sofakissen aufschüttelt und zu jedem Ding eine emotionale Bindung hat.

«Meine Frau arbeitet tagsüber ausser Haus, also führe ich ein Hausmänner-Dasein», erzählt Marco Rima. «Das gefällt mir. Hier drin geht so vieles ab – Spass, Selbstreflexion, auch Knatsch mit dem Nachwuchs natürlich, aber das gehört dazu.» Er sei ein Familienmensch, fühle sich «total getragen von seinen Nächsten». Das war nicht immer so: «Vor Jahren war das Daheim für mich ein einengender Ort, aus dem ich als unreifer Vater flüchtete.» Rima spricht offen über seine Vergangenheit, in der auch einiges schief gelaufen sei. Heute ist sie so weit aufgearbeitet, dass selbst Fotos aus alten Tagen in der Wohnung ihren Platz haben.

«Man muss sich täglich ins Gesicht schauen können. Erst so weiss man, wie es einem geht», findet Marco Rima. Vielleicht hängen deshalb einige Spiegel an den Wänden – der breitformatige hinter dem Esszimmertisch reflektiert aus einer bestimmten Perspektive das Wasser des nahen Ägerisees. «Dieser See bietet immer wieder ein fantastisches Naturspektakel, manchmal ist er schwarz, manchmal türkisblau, jede Jahreszeit hat ihren Ausdruck und Reiz.» Mit dem Velo fahre er in zwei Stunden rund um den See. Direkt vor dem Haus liegen die Badi und ein Tennisplatz, auf dem Rima regelmässig spielt.

Das Büro, untergebracht in einer kleinen Kellerwohnung desselben Wohnblocks, ist das eigentliche «Creative Center» des Komikers. Die Möbel stammen aus dem Atelier von Heinz Julen, der Pultsessel ist eine gewagte Kombination aus metallener Container-Box und schwarzem Leder. Vor dem Fenster steht ein einsam wirkender Hometrainer, ausgerichtet auf einen Flachbildschirm. Hier unten träumt der Künstler dann und wann den Traum vom reduzierten Wohnen, was heisst: «Nur ein Bett, eine kleine Küche und einen Tisch zum Arbeiten.» Dieser Traum wird sich aber kaum bewahrheiten. Schliesslich sagt Marco Rima auch: «Nebst der Gesundheit ist das grösste Glück in meinem Leben die Familie.» Und die braucht Platz.



An Fjorden

Von Theres Roth-Hunkeler

AN FJORDEN

Von Theres Roth-Hunkeler

Alma geht noch einmal durch alle Räume und öffnet die Fenster. Die Wohnung atmet. Sie ist sauber. Und leer. Im Fensterglas ihres Arbeitszimmers spiegeln sich die Robinien, prächtige Bäume, die sie nie bewusst wahrgenommen hat, denn Blicke in Bäume lenken sie ab, wenn sie Schülerarbeiten korrigiert. Almas Arbeitszimmer war ursprünglich ein Schlafzimmer gewesen, das entnimmt sie dem Wohnungsplan, der auf dem Fensterbrett liegt, und aus dem Esszimmer hat sie offenbar ihr Schlafzimmer gemacht. Hier steht sie nun. Der Parkettboden glänzt. Alma greift in die Tasche ihrer Jeans und klaubt ein kleines Holzstück heraus, ein versiegeltes Dreieck, um es dort in den Parkettboden einzusetzen, wo es fehlt. Um seiner wieder habhaft zu werden, hat sie den Inhalt des Staubsaugersacks durchwühlt, denn sie hat beim Saugen ein klackendes Geräusch gehört und sofort gewusst, dass die Düse das hölzerne Dreieck angesogen hat, das schon seit einiger Zeit locker sass im Parkett. Ein letztes Mal hat Alma heute morgen Staub gesaugt in jener Wohnung, in der sie zwölf Jahre lang gelebt hat, im Arbeitszimmer, im Schlafzimmer, im Salon, der mit seinen Stuckaturen und der verglasten Veranda das Esszimmer gewesen war, im Zimmer ihres Sohnes, das vom Jungenzimmer zum Gästezimmer mutierte, im quadratischen Entree und in der Küche mit dem Fliesenboden in Schwarzweiss. Nur im Bad, das die Dimensionen eines kleinen Tanzsaales aufweist, hat sie nicht mehr geputzt, weil es dort drin funkelte und blitzte, so dass sie nicht mehr gewagt hat, die Nasszelle, wie ein Bad im Fachjargon heisst, noch einmal zu betreten.

Alma kniet am Boden und tastet nach der Lücke im Parkett. Sie streicht über die feine Maserung des Holzes, und es sind wohl ihre Fingerkuppen, die sich unvermittelt an die Beschaffenheit des Riemenbodens im Hause ihrer Eltern erinnern. Sie spürt das Pieksen der Stahlwolle, mit der sie die Riemen bearbeitete. Sie riecht den Geruch des Bohnerwachses, den sie hinterher mit einem Lappen auftrug, sie spürt die Ritzen zwischen den einzelnen Riemen und den Schmerz, der in den Zeigefinger fuhr, wenn sich ein Holzspleissen in die Haut bohrte. Sie fühlt, wie ihr warm wurde, wenn sie zum Schluss kniend jeden einzelnen Riemen glänzte, sie spürt die Mattigkeit, wenn sie sich erhob, um ihr Werk zu prüfen. Aus einer kleinen Lücke im Parkett drängen Räume und Menschen, Mutter und Vater, der rotblonde Neffe und ein winziges Baby, das sie bis anhin im Vorhimmel angesiedelt hat. Sie verschwinden wieder, und mit ihnen verschwindet der Riemenboden des Elternhauses, und plötzlich sieht Alma ihre erste eigene Wohnung, einfach war sie gewesen, neben einer Küche und einer Dusche ein einziges Zimmer bloss mit einer Schlafnische und ein paar Möbeln aus der Rumpelkammer der Besitzerin, aber mit einem Ausblick auf einen See, auf dem in der Morgenfrühe die Ruderer trainierten, und dann ist die Wohnung da an der Rue d'Amsterdam in Paris, die Räume sehr hoch und sehr dunkel und immer gefüllt mit Verkehrsbrausen, zuschlagenden Autotüren und den scheppernden Geräuschen der städtischen Müllabfuhr. Hinter Almas Bett klettert die Feuchtigkeit in grauen Ringmustern die Wände hoch, aber bevor sie den muffigen Geruch dieses Pariser Schlafzimmers einatmen muss, öffnet jemand schwere Markisen, und die Signora lüftet in Florenz den Salotto, in ein paar Tagen ist Ostern, sie hat die weissen Laken von den Möbeln gezogen und poliert die Holzlehnen, die Tisch- und die Stuhlbeine. In ihrer Küche stand ein Fernseher, der Tag und Nacht an war, ihre beiden Kinder haben dort Hausaufgaben gemacht, und der Ehemann hat Fussball geschaut, und Alma hat mit der Signora den zartesten Lasagne-Teig ihres Lebens zubereitet und hat in dieser Küche Italienisch gelernt und laut zu sprechen und den andern ins Wort zu fallen und hat erfahren, wie Stangensellerie schmeckt und wie ein Glas Rotwein, mit Eisstücken versetzt, an einem Spätvormittag mitten im Sommer im handtuchgrossen Hof dieses Hauses mit den schweren Markisen.

Jetzt ist sie in einem andern Treppenhaus, steht vor der Wohnungstür mit der Milchglasscheibe, tastet nach dem Schlüssel, öffnet, legt die Bücher auf ihren ersten eigenen Tisch, rund, aus Kirschholz mit einem gedrechselten Fuss, zwei Stühle stehen da, auch aus Kirschholz, und im zweiten Zimmer gibt es ein Bücherregal, das ihr ein Schreiner gezimmert hat, und den Ausblick in den Konservatoriumspark gibt es und die Stille morgens um vier, bevor die Vögel gegen Ende Juni erwachen und Franco gehen muss. Und es kommt Robert. Der Kirschbaumtisch verschwindet auf einem Dachboden einer riesigen Wohnung und mit ihm die beiden Stühle und das Bücherregal nach Mass. Es bricht die Ledersofa-Zeit an. Möbelmänner schleppen Vitrinen, verschieben Eichenschränke, legen Teppiche mit Blumenranken-Mustern aus und hängen Spiegel auf, lauter Erbstücke, Roberts einziger Onkel ist gestorben, und sie haben geheiratet. An der Wand neben einem langen Esszimmertisch hängt ein Ölgemälde, es zeigt einen toten Fasan. Als Fab, der Sohn, drei Jahre später aus Fieberträumen erwacht, fürchtet er sich vor diesem Bild, und Alma hängt es endlich ab und reisst die Vorhänge auf, die den Blick in den Garten des Nachbarhauses verstellten, einer in die Jahre gekommenen Jugendstilvilla, und als sie wieder ein paar Jahre später den Tisch mit den Stühlen aus Kirschholz und das Bücherregal vom Dachboden

holen will, weil sie zusammen mit dem Sohn in diese Wohnung hier einzieht, stehen diese Möbel nicht mehr dort. Alma hat einen neuen Tisch gekauft, aus hellem Ahorn, neue Stühle, Freischwinger, und eine Lampe, die aussieht wie eine lange Pergamentrolle und ein warmes, ein papierenes Licht verbreitet, das im Sommer allerlei geflügeltes Getier anzieht. Löscht sie die Lampe, fliesst die Nacht wie dunkle Tinte in das Zimmer, ihre Mutter hat die Nachtfalter auch Lichtschelme genannt. Oder Lichtscheue? Es sind bloss Motten, hat Fab gesagt, bevor er nordwärts gezogen ist. Nun steht ihr seine Entdeckung vor den Augen.

Ihm war als Erstem der sich selbst überlassene Hof in den Westfjorden in die Augen gestochen auf der Reise zu dritt durch Island. Rund um ein Haus mit Pferdestall und einem Schuppen standen ausgediente landwirtschaftliche Maschinen herum, lagen Gerätschaften und Werkzeuge, lauter Gerümpel, das vor sich hin rostete und langsam verrottete. So haben Menschen gewohnt, so haben sie gelebt, hat Fab gesagt, als wäre es dasselbe, Wohnen und Leben, als sie zu dritt eingetreten, nein, eher eingedrungen waren in das Haus. In der Spüle standen Töpfe und Teller, über den Küchentisch hatte jemand irgendwann ein Wachstischtuch ausgebreitet, es wies mehrere Brandlöcher auf. Die Bewohner waren Raucher gewesen, stellte Fab fest. Ihre Betten waren noch bezogen, allerdings war das Bettzeug mit gräulichen Stockflecken übersät. Wir könnten hier einziehen, sagte Fab. Elin, seine Freundin, und Alma, seine Mutter, tauschten einen Blick. Die beiden Frauen befanden sich in einer Art Stube, die vollkommen überfüllt wirkte, eine zerschlissene Couch stand drin, ein Büfett, ein Nierentischchen, die Fensterscheiben waren fast blind, aber man ahnte den Fjord, man glaubte, ihn zu riechen. Ein Eiswind wehte, obwohl es Mai war, er rüttelte am Haus, und als nun Fab die Stube betrat und ein Fenster öffnen wollte, brach das Glas. Nun schauten sie alle drei direkt auf den Fjord, auf die graue, vom Wind aufgeriffelte Fläche, am andern Ufer, weit entfernt, war ein nächster Hof zu sehen, dahinter, wie eine Sperre, die Tafelberge in einer Landschaft voller Strenge und Kälte, so kam es Alma vor. Es roch seltsam im verlassenen Haus, wahrscheinlich war irgendwo ein Tier verendet, als die Bewohner ihr Anwesen Hals über Kopf, wie es den Anschein machte, aufgegeben hatten. Let's go, sagte Elin, ja, bitte, gehen wir, sagte Alma. Fab zögerte, dann nickte er, und in diesem Esszimmer hier hat er seiner Mutter letzte Weihnacht – er kam zu Weihnachten nach Hause, was sie vollkommen übertrieben fand, er aber hielt es für angebracht, sie sassen sich gegenüber, am Ahorntisch, auf den Freischwingern, als er ihr, einen Anflug von Verlegenheit um den Mund, eröffnete, dass er jenen Ausblick aus dem verlassenen Haus, die Sicht direkt auf den Fjord, auf den weit

entfernen Hof und auf die Tafelberge nie habe vergessen können, und dass er künftig dort, in den Westfjorden, leben wolle, mit seiner Musik, mit der Landschaft, mit Elin und ohne Nachbarn.

Sie würden so lange aus dem Koffer leben, bis sie ein Haus gefunden hätten, was nicht schwierig sein sollte, und Elin würde versuchen, mit Übersetzungen einen Teil ihrer Grundversorgung einzuspielen. Don't worry, Mum, we can skype, hört sie ihn sagen, und als sie sich erneut über seine aufkeimende Fürsorge wundert, die er offenbar nur in Englisch auszudrücken vermag, fährt der Hausbesitzer vor, sie kennt seinen Wagen, einen dunkelblauen Ford, er steigt aus, bald wird es klingeln, sie wird diese Wohnung abgeben, es wird ein Übergabe-Protokoll erstellt werden, eine Mängelliste. Sie fährt über die Maserung des Parketts und steckt das kleine Holzdreieck wieder in die Tasche ihrer Jeans. Man nimmt immer etwas mit. Und immer verschwinden Dinge, Möbel und Menschen, fehlen, andere tauchen auf. Alma wird ein neues Wohnzimmer betreten, auf dem Tisch schon ein Blumenstrauss, im Flur die grossformatigen Reisebilder, Regale voller Bücher mit einem Eigenleben, Alma wird aus einem andern Fenster in einen Garten schauen, auf eine in die Jahre gekommene Jugendstilvilla, wer weiss, in den Park des Konservatoriums, auf einen handtuchkleinen schattigen Hof, ein eisiger Wind, wer weiss, wird aufkommen, jemand führt einen Hund an einer Leine spazieren und nickt ihr zu. Es klingelt.

METROPOLITAIN

Theres Roth-Hunkeler, * 1953, lebt in Baar ZG. Autorin literarischer und journalistischer Texte, Erzählungen und Romane («Die Gehschule», «Die zweite Stimme», «Erzähl die Nacht» etc.). Sie ist Dozentin für «Text» an der Hochschule der Künste in Bern.

EIN SPIEL MIT STIL

Birgit Roller kleidet ihre Sitzmöbel gerne nach der Jahreszeit ein, im Sommer etwa in eine leichte Hülle aus blumenbedruckter Seide oder weissem Segeltuch, «zu Weihnachten dann eher in einen knallroten Baumwollbezug». Als Textilfachfrau und Innenarchitektin ist sie an der Quelle permanenter Inspiration, aus der

sie mit Hingabe und Humor auch für die eigene Wohnung in einer alten Luzerner Villa schöpft. «Jahrelang bin ich immer wieder an diesem schönen Haus vorbeispaziert mit dem Wunsch, darin zu wohnen», so Birgit Roller. 1995 war es schliesslich so weit.

Die Villa Victoria thront auf einem Felsen. Hoch über ihr das jetzt geschlossene Hotel Gütsch, zu Füssen das Luzerner Bruchquartier, direkt hinter dem Haus der Wald. «Irgendwie zieht es mich beim Wohnen meist an einen Waldrand», werweisst Birgit Roller, und das sei ihr noch so recht: «Ich liebe das Vogelgezwitscher.» Noch mehr angetan ist die quirlige Bayerin jedoch von dem, was sich auf der Vorderseite des Hauses offenbart – eine fantastische Sicht auf Stadt, See und Berge und ein romantisch anmutender Garten. Ans Terrassengeländer schmiegt sich ein üppiger Magnolienbaum, unter dem sie am liebsten elsässischen Flammkuchen isst. Und glücklich ist Birgit Roller darüber, «dass es von hier aus nur zehn Fussminuten zur Arbeit und zum Gemüsemarkt sind».

Das Anwesen von 1868 wurde als Feriendomizil für Königin Victoria von Grossbritannien gebaut, bei deren Besuch in Luzern jedoch von ihr nicht benutzt. Stattdessen diente es als Pension, bevor es dann in Privatbesitz gelangte. Heute wird das herrschaftliche Gebäude im Stockwerkeigentum bewohnt – die Beletage mit ihren fünf Zimmern von Birgit und Tobias Roller. Herzstück für Besucher ist zweifellos der Wohnraum mit seiner breiten Fensterfront und dem Ausgang auf die Veranda. Nicht so für die Bewohnerin. Sie hält sich genauso gerne im Korridor auf, der sich über die ganze Etage zieht und dicht mit zeitgenössischer Innerschweizer Kunst sowie Stühlen von Jean Nouvel ausgestattet ist.

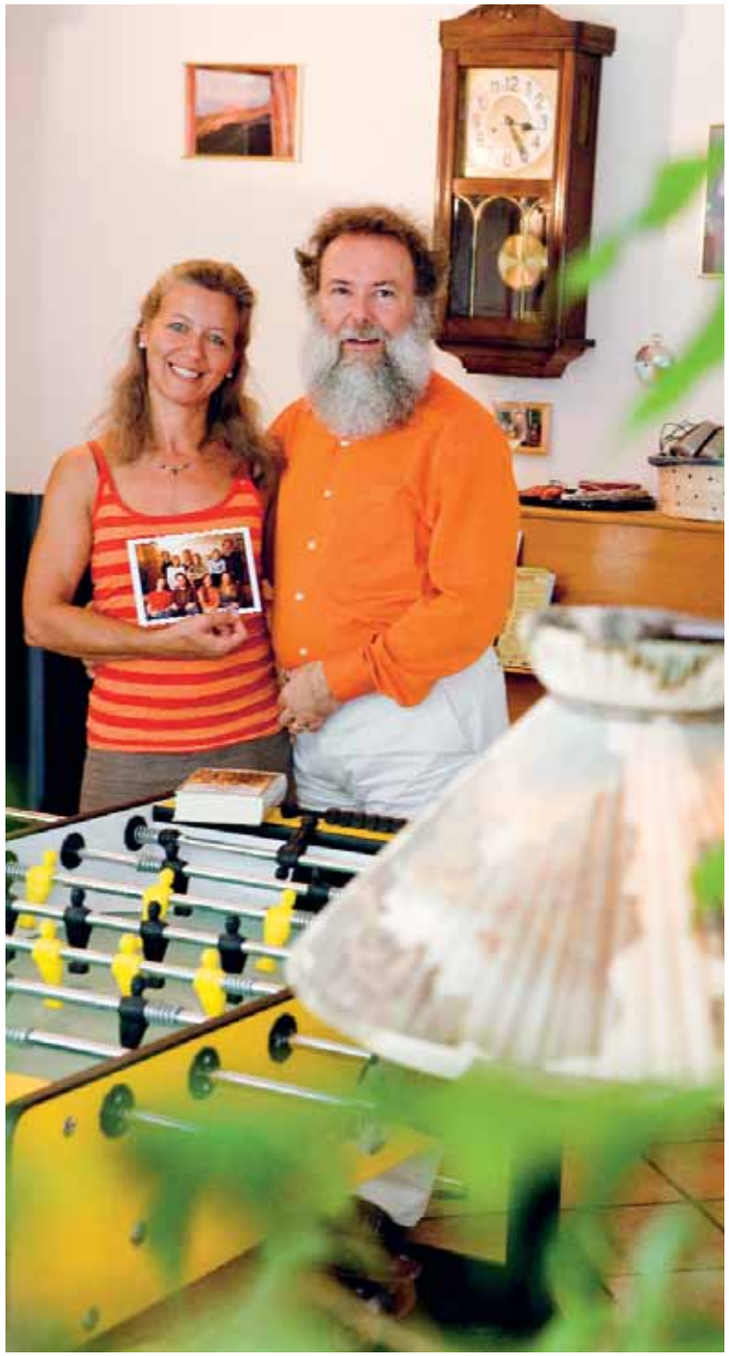
Letztere werden je nach Saison anders überzogen, mal bunt, mal uni, mal hell, mal dunkel. «Tobias steht dieser Stoff-Spielerei eher skeptisch gegenüber», erzählt die Textilfachfrau lachend. Ansonsten hätten sie den gleichen Geschmack. Das Paar liess den originalen Parkettboden von einem Kokosbelag befreien, ein modernes Cheminée einsetzen, die ehemals braunen Holztäfelungen schneeweiss und eine Salonseite in Hellgrün malen. Selbst entworfen sind die Einbau-Korpusse aus Eiche und Linoleum und das genau auf ihre Bedürfnisse zugeschnittene Büro. Komplett neu gestaltet wurden Bad und Küche – gradlinig-funktional und gleichzeitig edel.

In allen Räumen spürt man, dass hier eine Keramik-Liebhaberin lebt. Eigenwillige, schlichte Kreationen, soweit das Auge reicht, allesamt als Kunstwerke platziert. «Ich weiss, ich habe einen Gefäss-Tick», bekennt Birgit Roller. «Aber schliesslich sind diese ja auch zum Brauchen da.» In den meisten Vasen stecken Blumen, «in den beiden grossen, flachen Schalen im Büro liegt unsere Tagespost», und aus Suppentopf und Suppenschälchen, die im Esszimmer zu einer Installation arrangiert sind, «wird selbstverständlich gegessen». Auf Reisen um die Welt sammelt sie Stolen und Tischtücher, die ebenso intensiv zum Einsatz kommen. Weniger gern lässt die Ästhetin ihren Blick dagegen über Dinge wie Fernseher oder Kaffeemaschine schweifen. Solches ist in Schränken verstaut.

Birgit Rollers erste Bleibe in München war gerade mal elf Quadratmeter gross. Es folgte eine etwas geräumigere Wohnung «im Stuttgarter Rotlichtviertel», dann eine Wohnung in Kriens und schliesslich die stimmungsvolle und doch unprätentiöse Beletage in der Villa Victoria, wo die professionelle Einrichterin Perfektion und Behaglichkeit privat in Einklang bringt. «Hier möchte ich bleiben», sagt sie strahlend. Kein Wunder, war ihr doch beim Zuschlag dieser vier Wände «das Herz übergesprungen».

HAUS MIT HERZ

Die ideale Bleibe für eine zehnköpfige Familie findet man nicht auf Anhieb. Wolfgang Sieber und Sylvia Käslin Sieber haben es schliesslich geschafft – in Kastanienbaum bei Luzern. Obwohl der Organist und seine Managerin «am liebsten ein älteres Gebäude mit Geschichte« gehabt hätten, sind sie heute mit ihrer «zweckmässigen Schuhschachtel» sehr zufrieden. Das ruhig gelegene Einfamilienhaus samt Garten bietet vor allem genügend Raum für Musik und Gäste. «Bei uns fliessen Familie, Arbeit und Wohnen ineinander», sagt der Künstler – was ausgesprochen inspirierend sei.



Mitte Mai, kurz nach dem Muttertag, klebt an der Garage von Familie Sieber Käslin noch immer ein grosses Plakat mit dem Schriftzug «Hier wohnt das liebste Mami der Welt!» Wenn die achtfache Mutter aus der Tür ins Freie tritt und die Besucher strahlend begrüsst, wird klar, was damit gemeint ist. Für sie ist die Kinderschar ein Geschenk, und jeder Ankömmling ist ein Gast, der selbstredend zu Tisch gebeten wird. An diesem stehen viele Stühle: für Maria (26), Jonas (24), Dominik (23), Sarah (21), Lena (16), Josef (15), Yvonne (13) und Gabriel (11), für deren Eltern und eben für jene Leute, die vorbeischauen und vielleicht gleich ein paar Tage bleiben. Zum Beispiel Musikfreunde aus aller Welt. Wo andere in ihren vier Wänden schnell an Grenzen stossen, weiten sich hier Heim und Herz mit jedem zusätzlichen Gesicht.

Von aussen gesehen wirkt das zweistöckige Siedlungshaus von 1998 unscheinbar, ja fast beliebig. Im Innern jedoch ist alles genau auf die Bedürfnisse der Grossfamilie zugeschnitten – und strotzt vor Lebendigkeit. Auf einer Fläche von insgesamt 300 Quadratmetern, verteilt auf zwei Etagen und Kellergeschoss, sind ein Dutzend Zimmer, vier Bäder, eine lange Garderobe und mehrere praktische Nischen angeordnet. «Stauräume und genügend Nasszellen sind das A und O mit so vielen Jugendlichen im Haus», lacht Sylvia Käslin Sieber. Drei der vier älteren Kinder aus ihrer ersten Ehe wohnen noch daheim.

Im oberen Stock ist Schlafzimmer um Schlafzimmer hintereinandergereiht, jedes Kind hat mittlerweile sein eigenes, und jedes dieser Zimmer sieht ganz anders aus: Vom blitzblanken Museum bis zur berüchtigten Kleiderhalde ist alles zu haben. Wie auch immer, die Mutter nimmts gelassen – denn: «Samstags wird aufgeräumt.»

Zentrum des familiären Geschehens bildet der helle Wohnraum im Parterre mit offener Küche, Frühstücks-Bar und direktem Zugang in den Garten. Nebst dem Esstisch und der Eck-Polstergruppe gibt es hier einen «Töggelikasten», ein Klavier und eine Musikanlage, Pflanzen, Gestelle mit Gesellschaftsspielen und Büchern, Tischchen mit Mal- und Schreibutensilien, eine riesige Pinnwand mit Fotos, Einladungs- und Dankeskarten sowie Stunden- und «Ämtliplänen». Zwei Hunde und drei Katzen gehören auch zum Inventar, erstere allerdings nicht zur Begeisterung des Vaters: «Die Hunde bellen einfach zu oft.»

Die Kellertreppe hinunter, vorbei an Vorratskammern, am Video- und Jiu-Jitsu-Trainingszimmer, einem Abteil mit Skis und Snowboards und einem Korb voller Fasnachtsutensilien gelangt man schliesslich ins Reich der Musik. Wolfgang Sieber, seit 1992 Luzerner Stiftsorganist von St. Leodegar im Hof und weit herum gefragter Kirchenmusiker mit experimentellem Flair, bezeichnet das geräumige Zimmer als «Kraftraum»: Da sind zwei Flügel, zwei Klaviere, eine Orgel, rundherum über 1000 Tonträger, Bücherreihen, Noten, Blätterbeigen, «endlich von 200 auf 50 abgetragen», wie Sieber zufrieden bemerkt. Hier unten trainiert und komponiert der passionierte Mann aus dem Toggenburg gelegentlich auch ganze Nächte hindurch – unter den Augen seines Vaters, seiner Mutter, seiner Gotte und anderer wichtiger Personen, die ihn begleitet und geprägt haben. «Die Ecke mit den Fotos ist das Herzstück dieses Raumes», sagt er. Sein eigenes Herz indessen schlägt oben im Familienraum am stärksten, «denn dort ist der Ursprung meiner Kreativität».

WOHNEN HEISST RESIDIEREN

«Ich hätte lieber im 18. Jahrhundert gelebt als heute», sagt Beat Studer, und das glaubt man ihm aufs Wort. Alles, was den passionierten Innendekorateur und -architekten beruflich und privat umgibt, widerspiegelt eine Zeit, als Textilien die Wohnhäuser zu Palästen machten. «Damals», erzählt der Nostalgiker mit leichtem Seufzer und gleichzeitigem Schalk, «damals machten die Herrschaften noch einen Knicks vor ihrem Dekorateur.» Kniefälle erwartet der professionelle Gestalter mit Wurzeln im 20. Jahrhundert freilich keine. Aber er wünschte sich «in unserer schnelllebigen Welt etwas mehr Ehrerbietung der Handwerkskunst gegenüber».

Arbeit und Wohnen gehen für Beat Studer Hand in Hand, repräsentieren unter demselben Luzerner Dach eine grosse Leidenschaft – die des Dekors. Selbst die Adresse scheint Programm zu sein: Sein Alltag spielt sich an der Theaterstrasse ab. In den Vorhang- und Polsterateliers putzen er und seine Mitarbeiter die wertvollen Sofas, Sessel oder Betten nach alter Tradition neu heraus. «Kompromisslos klassisch», wie Studer sagt, mit Gurten und Eisenfedern, Rosshaar, Crin d'afrique, Kokosfasern und schliesslich mit edlen Stoffen aus ruhmreichen Textilhäusern. Sofern nicht umgehend von der Kundschaft ins gepflegte Heim überführt, wird das eine oder andere Stück im Verkaufslokal feierlich ausgestellt, oder es findet vorübergehend einen auserwählten Platz in Beat Studers Wohnung gleich nebenan, welche er ganz natürlich «Résidence» nennt.

Dass sich in den Salons mit Blick auf Reuss und Wasserturm einmal ein profanes Druckatelier befand, kann man sich heute schlecht vorstellen. Wer die Résidence betritt, glaubt sich eher in den Flügel eines kleinen Schlosses versetzt. Schon das Entrée spricht die Sprache einer noblen, verstrichenen Epoche, ist nach Napoléon III (1808 – 1873) eingerichtet mit floralen Wandbespannungen, gross gemusterten Teppichen und Kupferstichen mit Motiven vatikanischer Fresken.

> «Ich träumte bereits als Kind von Zimmerfluchten, von breiten Türdurchgängen, von einem Cheminée und einer frei stehenden, nostalgischen Badewanne», erzählt der Innendekorateur mit Meisterprüfung, der längst auch als Innenarchitekt und Antiquitätenhändler agiert. Jeder dieser Wünsche ging in Erfüllung. Raum um Raum baute Beat Studer mit seinem Team über eine Zeitspanne von acht Jahren um und verlieh ihnen mit Mobiliar, Vorhängen, Tapeten, Deckenmalereien und Teppichen je einen eigenen Charakter.

Das Esszimmer etwa zeigt eine seltene handbedruckte El-Dorado-Tapete mit italienischen Gärten und arabischen Landschaften, das Holzwerk ist mit Marbre faux verziert, der Spiegel stammt aus der italienischen Renaissance, der weisse Empire-Stuhl aus Schloss Versailles.

Im Gästezimmer steht ein Himmelbett aus dem 18. Jahrhundert, welches das wertvollste handgewobene Seidengewebe zelebriert, das überhaupt noch gekauft werden kann. Zärtlich nimmt Beat Studer eine Quaste zwischen die Finger, voller Ehrerbietung jenen Menschen gegenüber, die mit Feingefühl die Fransen eingezogen und mit der Pinzette die stoffumrankten Blumendrähtchen in die richtige Position gezupft haben.

Modern in der Résidence sind einzig die geräumige Küche, wo der Polsterer jeweils zum leidenschaftlichen Koch wird, sowie ein Corbusier-Sessel, den er in Originalmanier neu hergerichtet hat. «Zeitgenössisches Design mit modernen Textilien zu veredeln, ist ebenfalls reizvoll», erwähnt Studer. Für sich persönlich zieht er das Antike jedoch vor.

Die Résidence ist voller altehrwürdiger Dekors. Aber sie ist kein Museum und keine Kulisse. Für ihren Besitzer und Bewohner ist sie ein Refugium zum Verweilen und Geniessen. Ein bisschen vielleicht auch ein Ort der Wehmut und der Sehnsucht.

Ob grosser Wurf oder kleinste Trouvaille – alles in diesen Wänden hat eine Geschichte, die Beat Studer anekdotenreich zu vermitteln versteht. Und immer schwingt in seinen Schilderungen die ungebrochene Begeisterung für alles Schöne mit, das von Hand geschaffen wurde und das man mit den Händen fassen kann.

MUSIK IN ALLEN RÄUMEN

Sie lebte in einer gediegenen Mietwohnung mit schönstem Blick auf Stadt Luzern und Vierwaldstättersee und hat sich dann doch entschieden, ein renovationsbedürftiges Häuschen in der Agglomeration zu kaufen. Die Schwedin Madelaine Wibom, seit 1999 Sopranistin am Luzerner Theater, brauchte mehr Platz und Freiräume für die Arbeit mit Musik. «Es ist angenehmer, wenn man abends ohne schlechtes Gewissen laut singen kann.» Dass sich im neuen Heim auch gleich ein bisschen schwedisches Wohngefühl einbauen liess, stimmt die fröhliche Sängerin erst recht glücklich.

Im Sommer 2006 konnten Madelaine Wibom und ihr Ehemann, ein Bündner Musiklehrer, in Horw ein älteres Fünf-Zimmer-Haus mit Umschwung erwerben. «In der Annonce war von Renovation die Rede, und wirklich, hier musste man überall Hand anlegen», erzählt die Sängerin lachend. Ihr bereitete dieser Aufwand bedeutend mehr Freude als Ärger, nicht zuletzt deshalb, «weil viele liebe Freunde tatkräftig mit anpackten». Fast alles in diesen Wänden sei selbst erneuert worden. «Gemeinsam haben wir Teppiche herausgerissen, Böden abgeschliffen und Wände gestrichen.»

Dass sie für die Küche Möbel von Ikea wählte, erstaunt nicht. Sie waren kostengünstig und sorgen für eine Portion nordisches Wohngefühl. «Nun ja, ich habe mich für den schwedisch-ländlichen Stil entschieden, der übrigens auch meinem Mann gefällt», schmunzelt die junge Ehefrau. Beherzt holt sie – typisch schwedisch – gesalzene Butter und Kaviar-Brotaufstrich hervor, weist auf einen Kalender mit schwedischen Landschaften hin und betont gleichzeitig, wie gern sie trotz zeitweiliger Sehnsucht nach ihrer Heimat im Raum Luzern lebe. Schliesslich ist die Aussicht auch hier in Horw nicht schlecht: Von fast jedem Fenster aus erblickt man grüne Felder und Hügel sowie den Pilatus in seiner ganzen majestätischen Pracht. «Wir Schweden sind übrigens bodenständig wie die Schweizer», ergänzt die Stockholmerin in perfektem Deutsch. «Ich fahre selbst im tiefsten Winter mit dem Velo zum Theater – gefrorene Haare hin oder her.»

Wohn-, Ess- und Schlafzimmer sind sparsam ausstaffiert. Zwischen den älteren, dunklen Holzmöbeln stechen eine hellblau bemalte Kommode und ein rotes Ledersofa keck hervor. Aus der Musikanlage rieselt Radio-Suisse-Popsound. Die Sopranistin hat keinerlei Berührungsängste mit nicht klassischer Musik: Ihr Mobiltelefon läutet mit einem Jodel.

Freilich hat die Beschäftigung mit klassischer Musik in diesem Haus einen grossen Stellenwert. Die beiden Arbeitszimmer im Untergeschoss wirken deutlich belebter als die Wohnräume darüber. In jenem der Sängerin stehen ein Klavier, ein Notenständer, ein Pult mit Laptop und weiteren Utensilien, ein Sofa, das auch als Gästebett dient, diverse Behältnisse mit Akten. Hier gibt es zahlreiche Fotos, Bilder, Andenken und, besonders augenfällig, ein grosses Regal voller Noten- und Fachbücher. Welche Partien sang sie bislang am liebsten? Ohne lange zu überlegen, antwortet die gross gewachsene Künstlerin: «Gilda in Rigoletto und Susanna in Figaros Hochzeit.»

Von diesem Zimmer sind es nur zwei Schritte zur immensen CD-Sammlung im schmalen Raum nebenan. «Meine Schwäche und ein Luxus, den ich mir gönne.» Ebenfalls just eine Tür weiter liegt das Büro ihres Mannes. «Es ist schön, dass wir so nah beieinander arbeiten und uns austauschen können», sagt Madelaine Wibom strahlend.

So oft wie möglich geniessen die beiden den neu gestalteten Sitzplatz hinter dem Haus sowie den wilden Garten, wo Beeren wachsen und, so Wibom, «leider auch viel Unkraut gedeiht». Als angenehmes Plus erweist sich der angebaute Schopf mit winziger Sauna und riesiger Tiefkühltruhe, in welcher unter anderem auch leckere Happen vom Elch lagern.

«Es gibt noch einiges zu tun in diesem Haus. Als Nächstes steht die Erneuerung des Badezimmers an – eine teure Sache», erwähnt Madelaine Wibom. Genauso wichtig wie schönes Wohnen ist der Sopranistin aber ihre Stimmbildung. Das Preisgeld von 3000 Franken, welches ihr im Sommer 2007 mit dem Prix GALA vom Luzerner Theaterpublikum als beliebteste Sängerin zugesprochen wurde, fliesst deshalb nicht ins Bad, sondern in Extrastunden mit einer hervorragenden Gesangslehrerin.

MITTENDRIN UND DOCH FÜR SICH

Seit Hanspeter Uster Ende 2006 als Zuger Regierungsrat demissionierte, gibt es für ihn keine Tagesgeschäfte ausser Haus mehr. Die Projektleitungsmandate, denen der gelernte Anwalt jetzt nachkommt, kann er bei sich daheim in Baar erledigen. «Ich schätze die neue Freiheit, nachmittags mal mit meiner Frau einen Kaffee zu trinken oder ein Buch zu lesen», sagt der ehemalige Berufspolitiker der linken Alternative. Sein örtlicher Mix aus Job und Familienalltag ist aber nur dank genügend Platz und Toleranz möglich. Uster breitet die Ordner nämlich am liebsten im Wohnzimmer aus.

Schon vor der Wohnungstür der Familie Uster ist unverkennbar, dass hier junge, aktive Menschen leben. Inlineskates, Turnschuhe und Bälle bedecken Treppenstufen und Vorplatz. Drin wird dann mit Freude feinmotorisch gewirkt: Vor dem Büchergestell puzzelt der jüngere Sohn die Schweiz zusammen, am andern Ende des Raumes hat er eine Kinderküche eingerichtet, vor der Balkontür steht ein Notenständer mit Blockflöten drauf.

Im hellen, grosszügig bemessenen Wohnraum lässt sich gleichzeitig Verschiedenes tun. Und unter den Dachschrägen darf auch mal etwas am Boden liegen bleiben, ohne dass jemand drüberstolpert. Zum Beispiel die Abschiedsgeschenke an einen Sicherheitsdirektor: Der Holzteller mit Widmung, Weinflaschen, eine Autonummer mit der Aufschrift «Uster 1991 – 2006» und andere Liebenswürdigkeiten, alle sorgsam arrangiert, erinnern Hanspeter Uster beim Vorübergehen «an eine spannende Zeit». Seither hat der Expolitiker Schritt für Schritt Neues in Angriff genommen, beruflich wie privat. Dazu gehören Leitungsfunktionen im Ausbildungsbereich, Projektleitungsmandate sowie Blockflöteüben mit dem älteren Sohn – und Mittagessen kochen, wenn seine Frau als schulische Heilpädagogin arbeitet.

Hauptstützpunkt für die meisten Aktivitäten ist jetzt das eigene Heim. «Viel Lebensqualität, mehr Freiräume und weniger Belastung», umschreibt Uster die erste Zwischenbilanz. Aber: «Es ist eine Herausforderung, Wohnen und Arbeiten miteinander zu kombinieren.» Sein Pult steht im Fernsehraum, was mitunter zu unliebsamen Überschneidungen führe. Deshalb holt der Familienmensch die Ordner gerne in den Wohnbereich, wo er sie entweder auf dem Esstisch oder auf der Cheminée-Bank ausbreitet. Die gross dimensionierte runde Feuerstelle ist das Zentrum der Wohnung und würde eigentlich grosse Behaglichkeit bereiten, «wenn da nicht die Problematik des Feinstaubs wäre», meint Uster mit unüberhörbar ironischem Unterton. In der Konsequenz macht er aber Ernst: «Das Feuer lodert bei uns nicht so oft wie gewünscht.»

Ist Wohnen ein politischer Akt? «Auf jeden Fall», sagt der mehrheitsfähige Linke, der kein Auto besitzt und stets mit dem Velo zum Regierungsgebäude fuhr. «Gerade im Kanton Zug ist die Wohnungsfrage ein drängendes soziales Problem. Wegen der Tiefsteuerpolitik wird der Wohnraum immer teurer, und zunehmend müssen auch normal Verdienende in einen anderen Kanton ziehen.» Usters bewohnen die oberste Etage eines Blocks inmitten einer neueren Baarer Siedlung. Dass es eine gekaufte Wohnung ist, findet Uster in Ordnung. «Ob wir das Geld einem Hauseigentümer oder der Bank bezahlen, macht für mich keinen Unterschied.» Viel wichtiger sei ihm und seiner Frau, dass diese in einem familienfreundlichen und sozial durchmischten Quartier liege. Für ihn kam allerdings nur die Attikawohnung in Frage, denn: «Hier oben sind wir dabei und doch für uns.» Nur selten hätten ihn in dieser Umgebung die Leute auf seine politische Funktion angesprochen, aber nach dem Attentat von 2001 im Zuger Kantonsparlament sei die Wohnung innerhalb einer Stunde voller Anteil nehmender Nachbarn gewesen.

Hanspeter Uster ist ein Kulturmensch und bezeichnet sich als Sammler: «In Bordeaux-Kisten bewahre ich Hunderte bespielter Musik- und Literaturkassetten auf. Ich mag nichts entsorgen, auch nicht die über zwanzigjährigen Akten aus meinem ehemaligen Anwaltsbüro.» Viel Erinnerungsgut lagert deshalb dicht an dicht im Archivraum, eine interne Treppe weiter oben. «Ein wahres Chaos, das ich unmöglich zeigen kann», sagt der so ordentlich wirkende Uster. Dabei würde man gerade dort besonders gern hinschauen.

Gestützt auf aktuelle Forschungsergebnisse zeigt die Studie auf, wie wir morgen leben und wohnen. Sie veranschaulicht aktuelle Trends und Entwicklungen und weist auf neue Möglichkeiten des Wohnens hin. Im ersten Teil sind ausgewählte Ergebnisse der aktuellen Wohnforschung zusammengefasst und in die Zukunft extrapoliert. In einem zweiten Schritt werden Thesen entwickelt, welche die Wohntrends mit andern Gesellschafts- und Konsumtrends verbinden: Welche neuen Wohnsehnsüchte entstehen, und welche Träume bleiben unverändert? Was werden morgen die wichtigsten harten und weichen Wohlfühlfaktoren sein? Der Zeithorizont der Studie beträgt 15 bis 20 Jahre mit Fokus auf die Schweiz.

Die Studie wurde 2007 im Auftrag der Spielraum – Stiftung Wohnkultur vom Gottlieb Duttweiler Institut (GDI) in Rüschlikon ZH für dieses Buch verfasst.

Die Durchschnitts-(Traum-)Wohnung

Allen Trends und Veränderungen zum Trotz ist die Familie immer noch die häufigste Lebensform in der Schweiz. Die meisten Familien haben zwei Kinder oder ein Kind. Die Schweizer Durchschnittsfamilie wohnt in einer 80 m² grossen Vier-Zimmer-Mietwohnung, die Teil eines zwischen 1961 und 1970 gebauten und sanft renovierten Mehrfamilienhauses mit Öl-Zentralheizung ist. Die Miete liegt bei zirka 1'800 Franken pro Monat, und das Preis-Leistungs-Verhältnis wird als gut empfunden. Typischerweise wohnt die Durchschnittsfamilie nicht im Stadtzentrum, sondern in der Agglomeration. Sie ist sehr zufrieden mit ihrer Wohnsituation. Die meisten Familien träumen aber weiterhin von einem Einfamilienhäuschen auf dem Land (und doch in der Nähe einer grösseren Stadt) mit Garten, ausreichend Platz und einer grossen, hellen Küche.

	Gestern (1970)	Heute (2000)	Morgen (2030)	Trend
Anzahl Wohnungen	2'000'000	3'000'000	3'500'000	↑
Einpersonenhaushalte (am Anteil aller HH)	15 Prozent	36 Prozent	45 Prozent	↑
Personenzahl pro HH	3	2.3	weniger als 2	↓
Wohnfläche pro Person	34 m²	44 m²	50 m²	↗
Häufigster Wohnungstyp	3-Zi-Whg	3- und 4-Zi-Whg	4-Zi-Whg	↗
Grösste Wachstumsrate	Zentrum & Agglomeration	Agglomeration	Ränder der Agglomeration	
Pendler-Distanz	7.6 km	12.4 km	18 km	↑
Siedlungsfläche	380 m²	400 m²	420 m²	↑
Hochbetagte (80+)	111'000	299'000	627'000	↑
Wohneigentumsquote	28.5 Prozent	34.6 Prozent	45 Prozent	↑

Wohnungsbestand

Die Wohnungsnachfrage wird durch die demographische und wirtschaftliche Entwicklung beeinflusst. Das Bundesamt für Statistik geht von zwei Szenarien aus:

- Laut Variante A erreicht die Schweiz 2026 den Bevölkerungshöchststand von 7.56 Millionen Personen. Danach sinkt die Einwohnerzahl bis 2040 auf 7.43 Millionen, vorausgesetzt, die Wirtschaft wächst konstant und mässig.
- Variante B rechnet bis 2040 mit einem Anstieg der Bevölkerungszahl auf 8.34 Millionen Personen. Bei dieser Variante geht man von einer höheren Geburtenziffer und einer höheren Zuwanderung der ausländischen Wohnbevölkerung aus.

Bei Variante A müssen bis zum Jahr 2030 rund 415'000 neue Wohnungen gebaut werden, allerdings besteht dann ab 2030 ein Angebotsüberschuss. Geht die Bevölkerungszahl ab 2026 zurück, werden in den darauf folgenden 15 Jahren etwa 25'000 Wohnungen keine Nachfrager finden. Nicht so bei Variante B: Hier werden bis zum Jahr 2040 rund 670'000 neue Wohnungen benötigt. Das entspricht einer mittleren Jahresproduktion von etwa 17'000 Wohnungen, rund 30 Prozent weniger als zwischen 1990 und 2000.

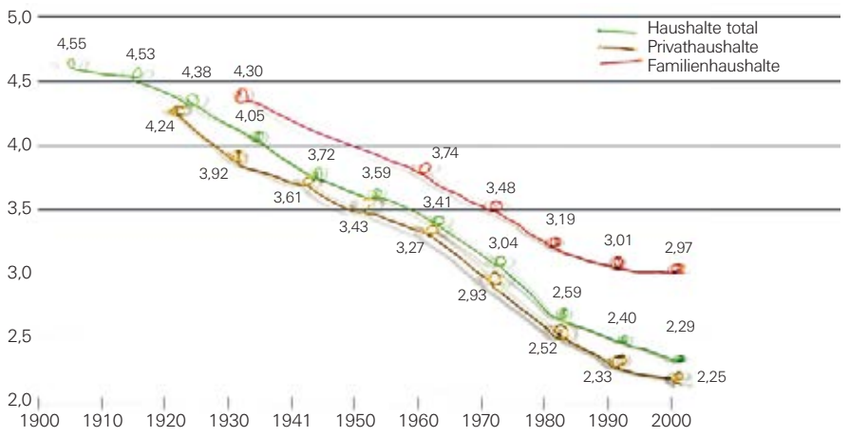
Auch die relative Überalterung der Gesellschaft wirkt sich auf die Wohnungsnachfrage aus. Die Zahl der Jungen schrumpft, der Anteil der Älteren (65+) wächst überproportional rasch. 2029 gehen die letzten zwischen 1946 und 1964 geborenen Baby-Boomer in Rente, und es wird bald jeder vierte Einwohner über 65 Jahre alt sein. Die Mehrheit der älteren Menschen ist in der Regel gesund, unternehmungslustig und finanziell relativ gut gestellt. Ihre Wohnbedürfnisse verändern sich nach der Pensionierung in der Regel kaum. Erst im hohen Alter, wenn körperliche Gebrechen zunehmen, werden neue Wohnlösungen gesucht. Die Zahl der hochbetagten Personen (80+) wird sich bis 2040 mehr als verdoppeln. Damit dürfte auch der Bedarf an stationären Alterseinrichtungen stark ansteigen. Wenn man davon ausgeht, dass wie heute etwa 19 Prozent der über Achtzigjährigen in stationären Alterseinrichtungen wohnen, werden mehr als doppelt so viele Plätze benötigt.

Immer mehr Menschen wohnen allein

In den letzten vierzig Jahren war ein Trend zu kleinen Haushalten zu beobachten. Gab es im Jahr 1960 lediglich 224'000 Einpersonenhaushalte, was damals 14 Prozent der Privathaushalte entsprach, so waren es im Jahr 2000 bereits

rund fünfmal so viele (1'121'000) – ein Anteil von 36 Prozent aller Privathaushalte. Wenn das Wachstum in einer ähnlichen Grössenordnung weitergeht, wird es 2010 rund 1'345'000 Einpersonenhaushalte geben, was 40 Prozent aller Haushaltstypen entspricht. In einigen Jahrzehnten könnte es also sein, dass jeder zweite Haushalt von nur einer Person bewohnt wird. Der Trend zu kleineren Haushalten lässt sich an der Entwicklung der mittleren Personenzahl pro Haushalt aufzeigen. Seit 1900 ist ein steter Rückgang der Haushaltsgrösse zu beobachten.

Durchschnittliche Personenzahl pro Haushalt, 1900 – 2000

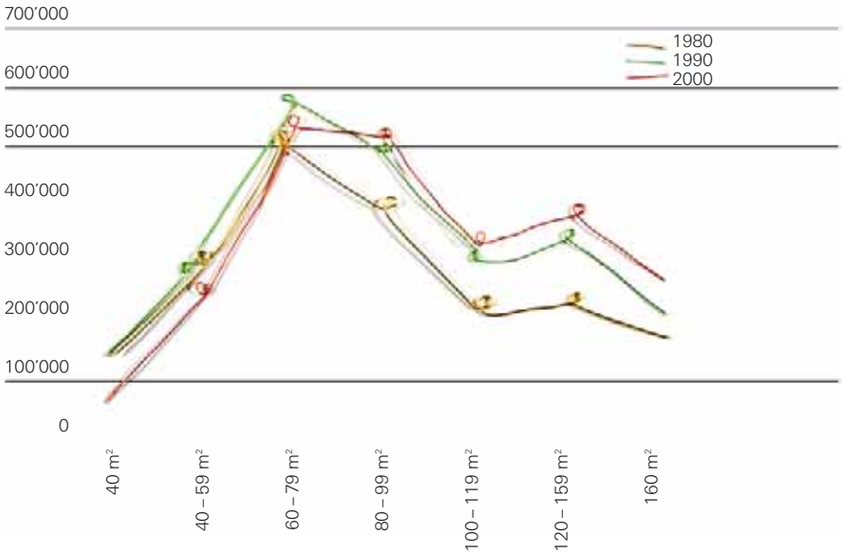


Quelle: Eidgenössische Volkszählung. Familiale Lebensformen im Wandel. BFS, Neuenburg 2005.

Wohnfläche

Die Menschen leben in immer grösseren Wohnungen. Dabei nimmt die Wohnfläche weiterhin ungebrochen zu – und zwar stärker als die Zimmerzahl. Dadurch löst die Wohnfläche die Zimmerzahl als Qualitätsindikator ab. Am stärksten nimmt die Zahl der Wohnungen mit weniger als 60 m² ab. Ab den Neunzigerjahren wurden diese Wohnungen durch grössere ersetzt oder zu grösseren zusammengefasst. Den stärksten Zuwachs verzeichnen Grosswohnungen mit 120 und mehr Quadratmetern. Über die Hälfte der Mietwohnungen hat eine Wohnfläche von 60 bis 100 m². Nur jede fünfte Mietwohnung ist grösser als 100 m², ganz im Gegensatz zu den Eigentumswohnungen, von denen drei Viertel über mehr als 100 m² Wohnfläche verfügen.

Entwicklung der Wohnflächen, 1980 – 2000



Quelle: Eidgenössische Volkszählungen. BFS, Neuenburg 2007.

Ein weiterer Indikator bestätigt den Trend zum grösseren Wohnraum: die kontinuierliche Zunahme der Wohnfläche pro Person. Diese Daten wurden schweizweit 1980 erstmals erhoben und ergaben damals einen Durchschnittswert von 34 m² pro Person. 1990 lag die Wohnfläche pro Person bereits bei 39 m² und im Jahr 2000 bei 44 m², was einer Zunahme von 30 Prozent entspricht.

Metropolisierung und Zersiedelung

Der Verstädterungsprozess der letzten Jahrhunderte, in dessen Verlauf die ländlichen Gebiete entvölkert wurden, hat sich in einen Prozess der Metropolisierung gewandelt. Kleine und mittlere Städte werden zu Zentren zusammengefasst. Den Übergang von einer ländlichen zu einer städtischen Bevölkerung hat die Schweiz schon 1960 vollzogen, als der Bevölkerungsanteil in den Städten zum ersten Mal über 50 Prozent stieg; 1850 lag dieser Anteil erst bei neun Prozent.

Die erste Periode intensiver Urbanisierung erstreckte sich von 1850 bis 1940. Sie war geprägt von einer bedeutenden Zunahme der Bevölkerung in den Zentren und einem geringeren Wachstum in den Agglomerationsgürteln und

ländlichen Gebieten. In der Phase der Stadtflucht – 1940 bis 1970 – wuchsen die Agglomerationen wieder stärker als die Zentren. Die Zeitspanne von 1970 bis 2000 war von einem Verstädterungsprozess und Zusammenwachsen von Stadt und Agglomeration gekennzeichnet. Die Bevölkerung in den Zentren stagnierte oder ging sogar leicht zurück, die Agglomerationen behielten ihre Dynamik.

In Zukunft wird die Raumentwicklung von drei Faktoren geprägt sein:

- Erstens werden sich die Stadtränder flächenmässig ausdehnen, allerdings werden diese Zonen nicht sehr dicht besiedelt sein.
- Zweitens ist mit einer räumlichen Fragmentierung zu rechnen – also mit ungleichem Ausstattungsniveau und mangelndem baulichem Zusammenhang der Siedlungen.
- Drittens wird die Abhängigkeit vom Individualverkehr [1] grösser.

Nomadentum – Sesshaftigkeit

Die Wohnungswechsel-Quote liegt bei Mietwohnungen markant höher (geschätzte 20 Prozent) als bei Eigentumswohnungen (geschätzte zwei Prozent bis vier Prozent).

Ein Wohnortswechsel erfolgt meistens berufsbedingt – der Arbeitsplatz bestimmt den Wohnort. Erfolgt der Umzug aus anderen Gründen, ist er mit komplexen Abwägungsprozessen verbunden. Häufige Umzugsmotive: Die bisherige Wohnung ist zu klein, der Zustand der Wohnung unzureichend, man wünscht sich eine bessere Umgebung, eine günstigere Wohnlage. Umzüge häufen sich bei Personen im Alter zwischen 20 und 35 Jahren. In diese Lebensphase fallen Ereignisse wie der Auszug aus dem Elternhaus, der Beginn der Ausbildung, der Eintritt ins Berufsleben, ein Wechsel der Arbeitsstelle, individuelle Um- und Neuorientierungen, das Zusammenziehen mit einem Partner und die Gründung einer Familie. Die Menschen nehmen immer längere Arbeitswege in Kauf. Sie pendeln mehr – von der Agglomeration in die Stadt, aber auch zwischen den Agglomerationen. Über die Hälfte der Pendler und Pendlerinnen nutzt das Auto für die tägliche Fahrt zur Arbeit. Die durchschnittliche Entfernung zwischen Wohn- und Arbeitsort ist von 7.6 km im Jahr 1970 auf 12.4 km im Jahr 2000 gestiegen.

Anderseits zeichnet sich ein Perspektivenwechsel ab. Immer mehr Menschen realisieren, dass sie mit Pendeln längerfristig nicht glücklich werden: Die Forschung hat festgestellt, dass Leute, die viel Zeit fürs Pendeln von und zum Arbeitsort aufwenden, weniger glücklich sind. Die Pendelzeit werde nicht durch andere Vorteile wie beispielsweise eine höhere Zufriedenheit mit der Wohnsituation, einen besseren Job oder eine harmonischere Partnerschaft kompensiert. Dieses Phänomen wird von den meisten Menschen nicht bewusst wahrgenommen. Weil Zeit vor allem bei viel arbeitenden und gut verdienenden Leuten ein immer knapperes Gut wird, bekommen verdichtete Wohnkonzepte neue Attraktivität.[2]

Verdichtetes Wohnen – Zersiedelung

Mit dem Trend zu grösseren Wohnflächen pro Person geht die Entwicklung der Siedlungsfläche einher. Die Siedlungsfläche pro Kopf (dazu gehören Gebäude-Areale, Industrie-Areale, besondere Siedlungsflächen, Erholungs- und Grünanlagen sowie Verkehrsflächen) hat innerhalb von zwölf Jahren um 3.8 Prozent zugenommen und liegt heute bei knapp 400 m^2. Insbesondere für Wohnzwecke wird ein immer grösserer Flächenanteil genutzt. In der Schweiz wird rund ein Quadratmeter Fläche pro Sekunde verbaut, meistens für ausgedehnte Einfamilienhaus-Siedlungen, unstrukturierte Industrie- und Gewerbezonen, Einkaufszentren und Erlebnisparks mit riesigen Parkplätzen. Das führt zu einer Raumsituation, in der weite Gebiete ihren ländlichen Charakter verloren haben, ohne aber städtische Qualitäten zu gewinnen. Schon 1955 haben dies Max Frisch, Lucius Burckhardt und Markus Kutter in ihrer Schrift «achtung: die schweiz» beklagt: «Wir bauen im dörflichen Massstab, bis das Dorf eben eine Stadt ist.»[3]

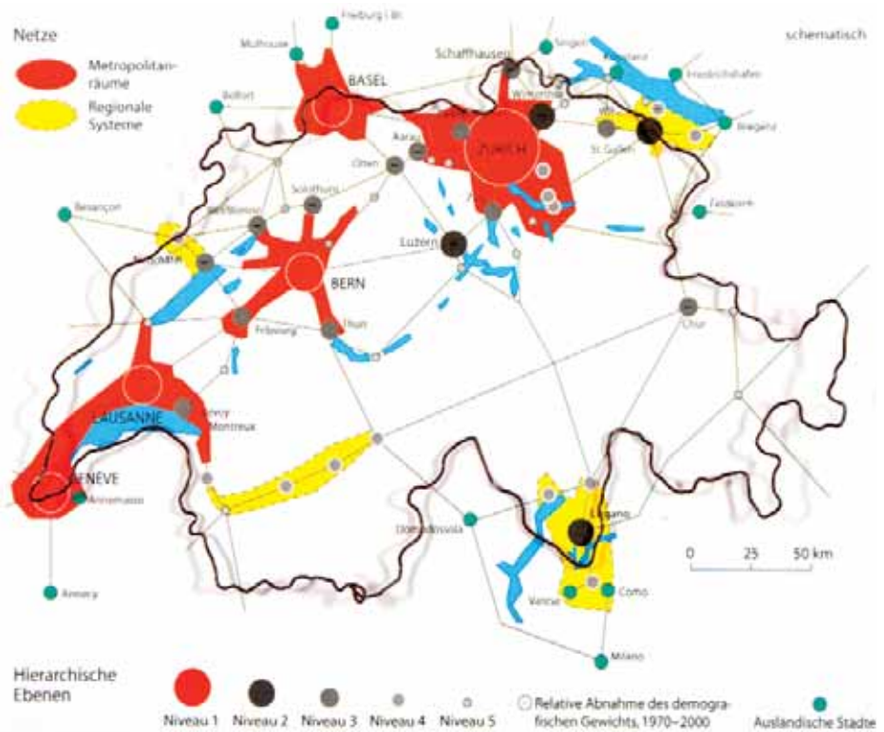
Die Gründe für diese Zersiedelung liegen aus wirtschaftlicher Perspektive in der Entwicklung der Dienstleistungsgesellschaft, aus gesellschaftlicher Sicht in den Änderungen der familiären Lebensformen sowie der zunehmenden Individualisierung und den gestiegenen Ansprüchen an den Komfort. Man arbeitet in der Stadt und wohnt auf dem Land, weil dort preisgünstige Wohnungen und eine höhere Umweltqualität zu haben sind. Innerhalb der Agglomerationen übernehmen die Kernstädte vielfältige Aufgaben für die gesamte Region, ohne dass sie dafür in ausreichender Form entschädigt werden. Aus politischer Optik gesehen: Die Macht der Gemeinden verhindert ein Denken in grösseren Zusammenhängen. Wo wäre es sinnvoll, Ballungszentren zu schaffen, und wo sollten Freiräume bestehen bleiben? Bei solchen Fragen wirkt sich der föderalistische Aufbau der Schweiz mit seiner Kleinräumigkeit bis zu einem gewissen Teil hemmend aus. Eine Vereinheitlichung der Aktionen der Gemeinden, der Kantone und des Bundes im Hinblick auf eine nachhaltige Entwicklung und eine bessere Zusammenarbeit in den Agglomerationen wird von verschiedenen Seiten gefordert.

[1] Der Individualverkehr wiederum hängt ab vom Energiepreis, der Verkehrspolitik (verfügbare Parkplätze, Gebühren, Road-Pricing) und den Angeboten in der Innenstadt (z.B. Einkaufszentren).

[2] Vgl. Trend-Report des Urban Land Institute und von Pricewaterhouse Coopers. 2005.

[3] Die Autoren schlugen in ihrer Schrift vor, anstelle der nächsten Landesausstellung (1964) in der Schweiz eine Musterstadt zu errichten.

Entstehung von städtischen Regionen und Metropolitanräumen, 2000

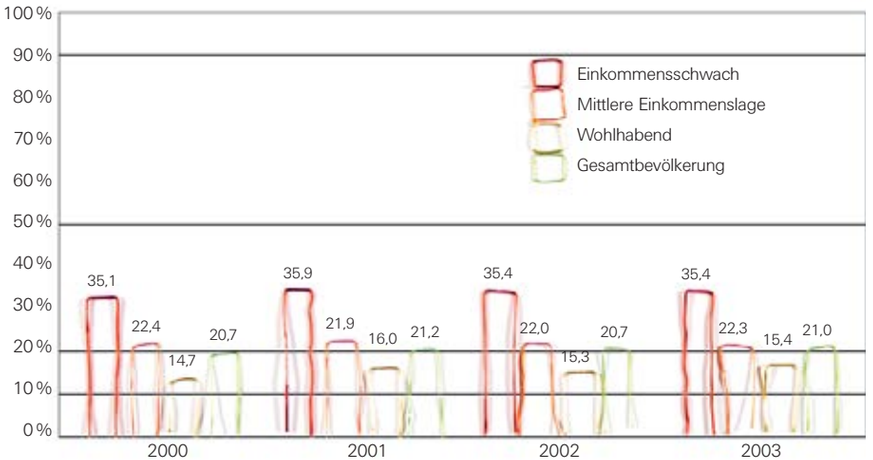


Quelle: Eidgenössische Volkszählung 2000. BFS, ThemaKart, Neuenburg 2004.

Wohnkosten

Durchschnittlich haben 2004 die Schweizer Haushalte rund 21 Prozent des verfügbaren Einkommens für Wohnkosten aufgewendet. Diese stehen bei den Konsumausgaben an erster Stelle. In einkommensschwachen Haushalten ist der Wohnkostenanteil mit 35 Prozent massiv höher, was zu Einschränkungen in wichtigen anderen Lebensbereichen führen kann.

Anteil der Wohnkosten (inkl. Nebenkosten) am frei verfügbaren Einkommen in der Schweiz, nach Einkommensgruppe, 2000 – 2004



Quelle: BFS, Indikatoren. 2006.

Raumaufteilungen – Nutzung verschiedener Räume

Bis Ende des 18. Jahrhunderts wurden Wohnungen von vielen Personen bewohnt und Räume vielfältig genutzt, Betten wurden tagsüber oft zerlegt und erst abends wieder aufgestellt. Die Küche mit der Kochstelle war der Mittelpunkt des häuslichen Lebens: Hier wurde gewohnt, geredet, geschlafen, gekocht und gegessen. Ein Privatleben war unbekannt, Räume wurden gemeinschaftlich als Allzweck-Lokalitäten genutzt.

Erst während der Zeit der Industrialisierung kam es weitgehend zur Trennung von Wohn- und Arbeitsbereich. Familien der unteren sozialen Schichten besassen meist nur ein Zimmer, und manchmal wohnten sogar mehrere Familien einer Mietwohnung auf engstem Raum zusammen. In der reichen bürgerlichen Schicht bildete sich zu dieser Zeit das Bedürfnis nach Privatleben heraus. Zugleich entstand eine differenzierte (der heutigen Nutzungsoffenheit der Wohnräume diametral entgegengesetzte) Aufteilung in Vorzimmer, Speisezimmer, Salon, Wohnzimmer, Kinderzimmer und Schlafzimmer. Der Salon war damals ein Repräsentationsraum, der nur zu Festen und bei besonderen Gelegenheiten benutzt wurde.

Wohnungen von Wohlhabenden waren und sind immer auch Prestigeobjekte. Für Haushalte der oberen Einkommensklassen werden gewisse Wohneigenschaften besonders wichtig: Das Quartier und die Nachbarschaft sollen einen hohen sozialen Status aufweisen, das Haus hat einen gepflegten Eindruck zu machen, die Wohnumgebung soll ruhig, angenehm, durchgrünt und vorzugsweise mit Aussicht sein, der Grundriss grosszügig, das Haus einen hohen Ausbaustandard und eine herausragende Architektur haben.

Inhaltlich wird sich der Wohnungsbau auf neue Bedürfnisse ausrichten müssen: Es gilt, vielfältige, veränderbare und nutzungsneutrale Wohnungs- und Gebäudetypen für unterschiedliche Lebensstile zu entwickeln. Die Flexibilisierung der Arbeit, die zunehmende Erwerbsbeteiligung der Frauen und eine ausgeglichene Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern führen zu neuen Wohnbedürfnissen. Es ist wahrscheinlich, dass zunehmend ein grösserer Teil des Arbeitspensums zu Hause erledigt wird. Dies bedingt einen höheren Flächenbedarf pro Person im Privathaushalt und einen kleineren Flächenbedarf in den Unternehmensgebäuden.

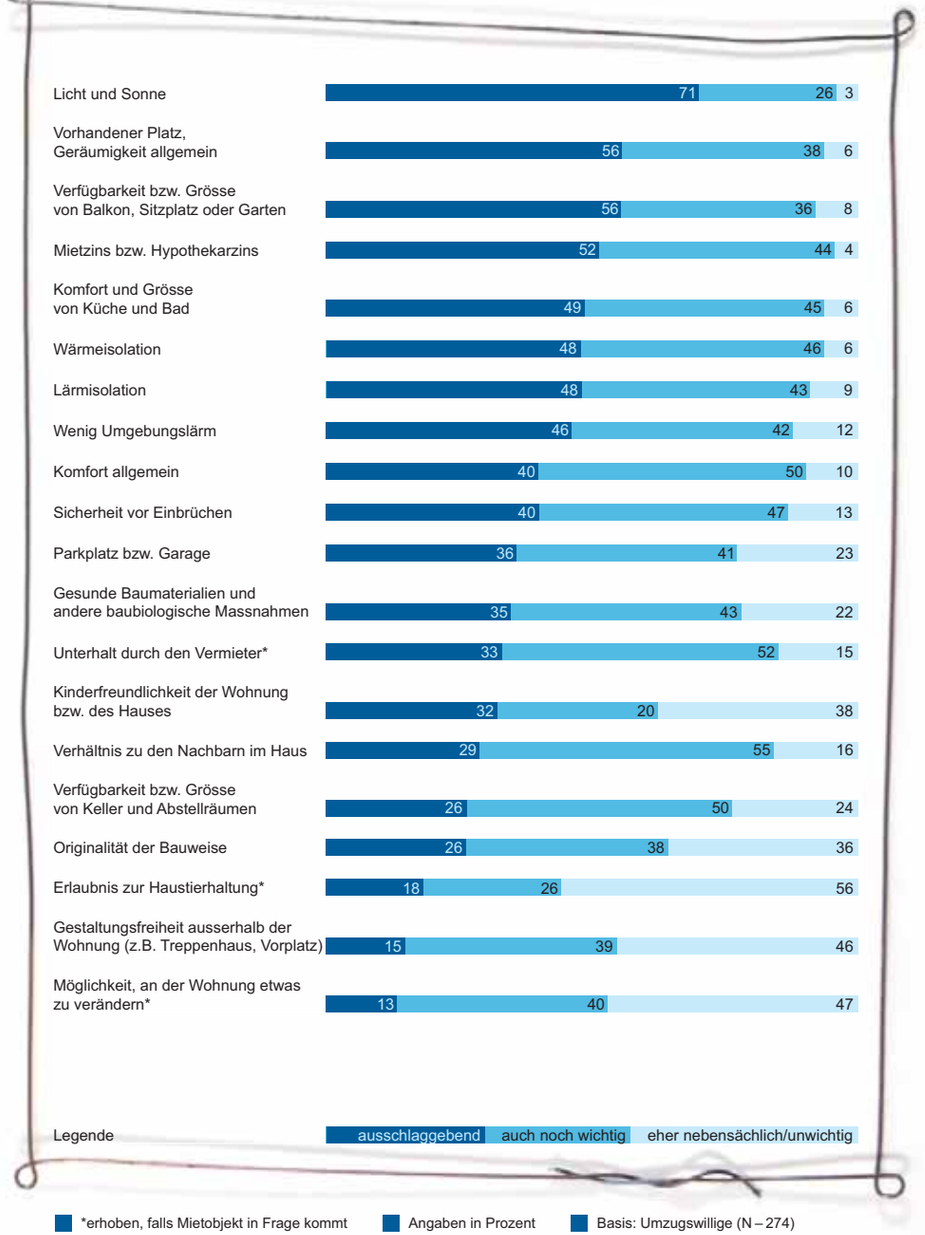
Als Nischenprodukte werden Loft-Wohnungen, Öko-Häuser, «Pied-à-terre»-Wohnungen, Seniorenresidenzen, Atelierhäuser, Future-Homes, ästhetisch anspruchsvolle Häuser, luxuriöse Attikawohnungen und Wohnungen für temporäre Aufenthalter stärker als bisher gefragt sein. Doch auch der Bedarf an bewusst einfachen und kostengünstigen Wohnungen darf nicht vergessen werden. Flexible Grundrisse und nutzungsneutrale Räume sind ein Muss für zukunftstaugliche Wohnungen.

Wohlfühlfaktoren – Lebensqualität

53 Prozent der Schweizer Bevölkerung geben an, die Wohnung vor allem nach praktischen Gründen zu wählen: zum Beispiel weil der Kindergarten und die Schule in der Nähe sind oder weil Haustiere gehalten werden dürfen. Weitere Kriterien: durchschnittlicher Ausbaustandard und durchschnittlicher Preis.[4] Ein weiteres Viertel der Bevölkerung bewohnt nach eigener Auskunft eine «preiswerte Wohnung»; deren Ausbaustandard ist entsprechend tiefer. In diesen Wohnungen leben überdurchschnittlich mehr Personen ohne Ausbildung, mit geringem Einkommen oder Rentner und Rentnerinnen. Weitere rund 15 Prozent der Befragten geben an, in «Liebhaberwohnungen» zu leben, für die in der Regel auch Liebhaberpreise bezahlt werden. Diese zeichnen sich durch einen überdurchschnittlichen Ausbaustandard und eine höhere Exklusivität aus.

[4] Quelle: GFS, Schlussbericht Wohnmonitor. 2006.

Kriterien bei der Suche einer Wohnung / eines Hauses



*erhoben, falls Mietobjekt in Frage kommt Angaben in Prozent Basis: Umzugswillige (N – 274)

Quelle: Immo-Barometer, NZZ / Wüest & Partner, 2006.

Thesen zur Zukunft des Wohnens

Die Vorstellungen vom «guten Wohnen» orientieren sich an der Tradition und nicht am Trend.

Polarisierung der Angebote: Die Unterschiede zwischen Standard- und Luxuswohnungen nehmen zu.

Aussen bleiben Wohnungen eine Massenware. Die Individualisierung drückt sich im Innern der Wohnung aus.

Die Flexibilisierung der Arbeit erfordert die Flexibilisierung des Wohnens. Eine mobile Gesellschaft braucht mobile Wohnungen.

Nachbarschaft ist wieder hip. Statt «wie ich wohne» wird wichtiger, wer mein Nachbar ist.

Wohnen im Alter: Die Software (Dienstleistungen) ist wichtiger als die Hardware (Gebäude und Einrichtungen).

Der Trend geht von «schöner Wohnen» zu «gesund und glücklich Wohnen.»

Nähe wird wertvoller, Laufzeit wichtiger als Fahrzeit. Ziel ist die Konvergenz von Wohnen, Arbeiten und Freizeit.

Onkel Ruedi und die Meerjungfern

Von Erwin Koch

ONKEL RUEDI UND DIE MEERJUNGFERN

Von Erwin Koch

Mein Onkel, Gott hat ihn seligst, hiess Ruedi.
Er war der jüngste Bruder meiner Mutter, ein kleiner flinker Mensch, der das R nicht sprach. Er sei, sagte Ruedi, wenn er uns besuchte, zu lange in Shanghai und Hongkong gewesen, im fernen wilden Chinesien, wo die Menschen Luedi sagten. Und dort, um nicht aufzufallen, habe er das R abgelegt.
Hör auf zu lügen!, sagte Mutter.
Erzähl weiter, baten wir.
Denn hätte ich Ruedi gesagt, hätten die Chinesen sofort gemerkt, dass ich Entlebucher bin. Und Entlebucher liebt man nicht in Chinesien.
Hör jetzt auf, schimpfte Mutter.
Weil sie dieses furchtbare R sprechen, das eure Mutter spricht, die ihre Wohnung noch nie verlassen hat.

Kam er, was selten geschah, zu Besuch, brachte er grosse, glänzende Muscheln mit und hielt sie uns ans Ohr, damit wir lauschten und, wenn wir die Muschel nur lange genug ans Ohr hielten, das Zirpen der Meerjungfern hörten, Meerjungfern zirpen. Mutter seufzte. Die Meerjungfern, sagte sie, wenn Ruedi wieder gegangen war, haben es ihm angetan.
In jedem Hafen dieser Welt, knurrte Vater.
Onkel Ruedi war, wie sein Vater schon und auch meiner, für die Schweizerische Bundesbahn bestimmt. Am Freitag vor jenem Montag, als er seine Laufbahn im Bahnhof von Entlebuch hätte beginnen sollen, siebzehn Jahre alt, fuhr er nach Basel an die Mustermesse und kam nicht wieder. Am Dienstag rief er an und teilte seiner Mutter mit, er sei nun auf dem Schiff, Richtung Meer, er könne nicht anders, wie eine Sucht sei das, wie Heimweh in die andere Richtung, Mama, Wohnen ist Sterben.
Das Schiff hiess, wie Mutters Nähmaschine, Bernina und fuhr nach Rotterdam.

Onkel Ruedi trat in mein Leben, als ich vier Jahre alt war. Da stand er eines Abends vor der Tür und hielt, in ein gelbes Tuch geschlagen, ein kleines, steifes Krokodil auf den Armen, wir sahen nur seine Schnauze, die weissen, spitzen Zähne, und das Krokodil knurrte so lange, bis meine Mutter Ruedi küsste und vor Freude weinte. Schliesslich, weil ich nicht aufhörte zu zittern, drehte er das Tier auf den Rücken, und ich sah die grobe weisse Naht, die sich über den Bauch der Leiche zog.
Der Bub ist schreckhaft, flüsterte Mama, und leichtgläubig ist er auch, also erzähl ihm keinen Blödsinn, befahl Mama.
Da macht er doch neulich am weissen Stand von Brasilien ein Nickerchen, als ihm ein Krokodil ans Geschlinge will, die Lefzen weit und schäumend. Schon hat das Vieh Ruedis halbes rechtes Bein gefressen, da gelingt meinem Onkel, kaum schwerer als das Tier, mit letzter Kraft, die Bestie zu umfassen, dann zu erwürgen, länger als eine Stunde hat er mit dem Teufel gekämpft, tatsachwahr.
Und nun gehört er dir, sagte er.
Mama, um mein seelisches Fortkommen besorgt, bahrte den Kadaver in ihren Wäscheschrank. Und streifte mich ab und zu der Mut, dem Ungeheuer ins Glasauge zu schauen, zog sie das Krokodil, wenig kürzer als einen halben Meter, langsam ans Licht, Sägemehl tropfte aus seinem Bauch.
Pfuscharbeit!, sagte Papa, Kondukteur auf der Linie Bern – Luzern, typisch afrikanischer Pfusch.

Warum wohnt Onkel Ruedi nicht bei uns?, fragte ich.
Weil der nicht wohnen kann, sagte Vater, dem Ruedi ist jede Wohnung ein Sarg.
Einmal schickte Ruedi eine Karte aus Montevideo. Lieber Erwin, schrieb der Onkel, hier wachsen einem die Bananen in den Mund, und die Meerjungfern zirpen schöner als bei dir die Grillen.
Papa schüttelte den Kopf.
Onkel Ruedi wurde schliesslich Koch auf einem Schiff namens Chacabuco II, einmal war er in Valparaiso, dann in Singapur oder Piräus, ein Kapitän wird nie aus dem, sagte Mama.

Weshalb nicht?, fragten wir.
Mutter schwieg.
Weshalb nicht?, fragte ich.
Weil er an Meerjungfern glaubt.
Aber eine Meerjungfer hat ihm letztes Jahr das Leben gerettet, sagte ich.
Bub, hör nicht auf Ruedis Lügen.
Eine Meerjungfer hat ihm das Leben gerettet, als das Schiff von Onkel Ruedi letztes Jahr sank.
Bub!, schrie mein Vater.
Eine Meerjungfer hat ihn ans Ufer gebracht, sonst wäre der Onkel ertrunken. Und die Bucht, in die sie ihn zog, hiess Brennnesselbucht. Nichts als Brennnesseln gibt es dort, weit und breit kein Haus.
Erwin!
Das ist wahr, weinte ich.

Eines Tages fuhr Onkel Ruedi nicht mehr weg.
Er begann zu wohnen –
Ruedi wurde Vater, und also heiratete er die Welsche, die mir, fünf Wochen nach der Hochzeit, eine Cousine gebar. Onkel Ruedi wohnte mit seiner Familie in Lausanne im dritten Stock. Manchmal kam er zu Besuch, und ich hielt ihm die Muschel ans Ohr und fragte: Hörst du sie noch?
Er strich mir übers Haar und sagte: Wer einmal ihr Zirpen gehört, vergisst es nimmer.
Ruedi wohnte und wohnte und wurde ein zweites Mal Vater, ein drittes, viertes Mal. Mein Papa, der Kondukteur zwischen Bern und Luzern, rollte die Augen: Hat der nichts anderes zu tun?
Ruedi war nun Kapitän der Coop-Filiale an der Lausanner Avenue de la Harpe. Immer seltener kam er ins Entlebuch, und kam er doch, war er müde und sprachlos, brachte aus seinem Laden braune schwarze Bananen mit, die in Lausanne niemand mehr kaufte. Das Cordon bleu, Höhepunkt des Leichenmahls nach Grossvaters Tod, Gasthof Drei Könige, liess er unberührt, seine Frau sass neben ihm, die welsche Suzette, die kein Wort Deutsch sprach, sie sassen und

schwiegen und sahen auf die Uhr.
Einmal schickte ich ihm eine Karte, die Schrattenfluh im Abendrot: Hallo Ruedi, nichts als Brennnesseln hier und Heimweh in die andere Richtung.
Man verlor sich, ich brach zu eigenen Reisen auf, und kam ich nach Hause, sprach meine Mutter nur noch leise von ihrem Bruder, der, so erzählte sie, seine Frau kaum noch ertrug, weil sie nur wohnte und rauchte und kein Wort Deutsch sprach und beim Fernsehen die Nägel feilte und lachte, wenn es nichts zu lachen gab, und weil sie beim Frühstück ihre Zähne so krachend in den Zwieback schlug, dass Ruedi schier das Trommelfell platzte.

Dann, zwei Jahre ist es nun her, rief an einem kalten Morgen die Welsche an und berichtete meiner Mutter in gutem Englisch, Ruedi liege in der Klinik Bois-Cerf, Besuchszeit von zehn Uhr morgens bis um neun Uhr abends, Avenue d'Ouchy, ihr Mann sei gestern Mittag in der Personaltoilette seiner Coop-Filiale zusammengebrochen, Verdacht auf Herzinfarkt, ja, er sei ansprechbar und optimistisch.
Is it bad?, fragte Mama.
He had a wonderful protection angel, sagte Ruedis Suzette. Denn wäre ihr Mann, nachdem der eine Viertelstunde lang nicht mehr in sein Büro zurückgekehrt war, von Bankmetzger Delgado nicht so rasch entdeckt worden, purer Zufall, hätte man nun das Schlimmste befürchten müssen.
Onkel Ruedi, so schien es, erholte sich. Zehn Tage blieb er in der Klinik und reiste dann ins Appenzellische zur Kur. Dort untersuchten sie ihn täglich, prüften sein Herz und schrieben nieder, was sie massen und wogen, Ruedi musste wandern, zuerst nur eine halbe Stunde weit und keinesfalls bergan, dann eine ganze Stunde, sie befahlen ihn ins Schwimmbad, in die Hügel, auf ein Standfahrrad, sie hielten Vorträge und setzten ihm Gemüse vor, nachts schlich er aus dem Haus und huschte ins Dorf Gais hinüber, Onkel Ruedi setzte sich in eine Wirtschaft und bestellte einen Teller Pommes frites. Und vielleicht noch ein kleines dünnes dünnes

Schnitzelchen, so dünn, dass man, legte es sich einer auf die Augen, trotzdem Zeitung lesen könnte.
Ab und an besuchte ihn die Welsche. Dann hielten sie sich an den Händen und gingen spazieren. Er war Ahab, sie Chérie.

Fünf Wochen lang war Rehabilitation, dann reiste Ruedi zurück nach Lausanne in den Laden, der ihm längst zum Hafen geworden war, Ruedi, mein kleiner zäher Onkel, eroberte den Leuchtturm zurück, das Büro, von dem ein kleines Fenster zu den Kassen ging.
Dort, vor Kasse zwei, stand eines Tages eine Frau, die er noch nie gesehen hatte, schwarz und schön, ein lockendes Geheimnis.
Am nächsten oder übernächsten Tag war sie wieder dort, schlank, das Haar zu einem Knoten gebunden, ihr Hals so lang und schmal.
Er sah sie aus seinem kleinen Fenster und dachte, die raucht bestimmt nicht, und wenn doch, dann atmete ich den Rauch ihrer Zigarette mit Lust. Er dachte, die feilt, wenn sie fernsieht, nicht ständig die Nägel, und wenn doch, dann sammelte ich den Staub, der dabei abfällt.
Das erzählte mir mein Onkel Ruedi, der nie wohnen wollte, als es ans Sterben ging.
Bleich und grau sass er in einem Rollstuhl und rang nach Luft, Universitätsklinik Lausanne, dritter Stock. Schläuche steckten in seinem Körper, Maschinen piepsten und Zahlen leuchteten.
Ein Arzt streichelte seine Hand und sagte: Bis später, Herr Emmenegger.
Vielleicht, hauchte Ruedi und suchte zu lachen.

Ich nahm einen Stuhl und setzte mich neben meinen Onkel. Als diese schöne schwarze Frau Tag nach Tag in sein Reich trat, immer nachmittags um drei, habe sich plötzlich ein Gedanke in seinen alten Kopf gesetzt, eine Botschaft oder letzte Wahrheit, durch nichts zu vertreiben: Noch einmal in der Südsee baden.

Onkel Ruedi, als hätte er zufällig bei der Kasse zu tun, sprach die Fremde an. Madame, die Bananen, die Sie hier kaufen, sind bestenfalls eine schlechte Kopie derer, die Sie zu Hause in Brasilien essen, ich bitte Sie um Verzeihung.
Die Frau lachte. Sie sei aus Venezuela.
Vielleicht aus Maracaibo? Oder aus La Guaira?, fragte Ruedi auf Spanisch. Denn in beiden Häfen, vor einem halben Menschenleben, sei er einst mit seinem Schiff gelegen, Kapitän der Hamburger Reederei Alnwick Harmstorf und Kompanie.
Rosalinda war ihr Name.
Nach einer Woche, flüsterte der Onkel aus dem Rollstuhl, hatte ich sie so weit, ich lud sie zum Nachtessen ins Restaurant Cygne ein. Freitag, 28. Juli.
Ruedi Emmenegger kannte sich selber nicht mehr, sein Herz pumpte wild seit dem frühen Morgen, kalter Schweiss drang aus Stirn und Händen.
Heute Abend, heute Nacht.
Noch einmal in der Südsee baden. Kein Haus, weit und breit, keine Wohnung im dritten Stock.
Der Infarkt, sein zweiter, geschah um zehn nach fünf Uhr nachmittags, zwei Stunden vor dem Mahl mit der Schönen.
Onkel Ruedi, jeder Atemzug ein Krieg, lebte noch zwei Wochen, beweint von seiner Frau, der welschen Suzette.
Eine grosse, glänzende Muschel legte ich in seinen Sarg, drückte sie an Ruedis kaltes Ohr.

Erwin Koch, * 1956, lebt in Hitzkirch LU, war von 1984 bis 2006 Redaktor und Reporter beim TAGES-ANZEIGER-Magazin Zürich, Reporter für SPIEGEL, ZEIT-Magazin, GEO, FAZ-Magazin usw. Seit 2007 freischaffender Reporter. Autor von Hörspielen und Romanen («Sara tanzt», «Der Flambeur»).

Wohnen gestern, heute und morgen

Ein Haus ist in erster Linie ein funktionales Objekt, das seine Bewohner vor Witterungseinflüssen und extremen Temperaturen schützt. Die Küche dient zur Nahrungszubereitung und das Badezimmer für Körperpflege und den Gang zur Toilette. Wie der bekannte Anthropologe und Marketing-Guru Clotaire Rapaille in seinem Buch «Der Kultur-Code»[5] bemerkt, gehen Menschen aber weit über ihre biologischen Notwendigkeiten hinaus, wenn sie aus ihrer Behausung ein Zuhause machen.

Den funktionalen Anforderungen, welche die Behausungen von gestern erfüllten, werden ästhetische Elemente und Wohlfühlfaktoren hinzugefügt. Die Bauweise wird weitgehend standardisiert, der Platz so weit wie möglich ausgeweitet, die Räume haben Annehmlichkeiten anzubieten. Zeitlose Möbel sollen möglichst lange den Bedürfnissen der Bewohner entsprechen.

Die Zukunftsmärkte des Wohnens müssen ein heterogeneres Publikum als bisher befriedigen – die Individualisierungstendenzen und der Wertewandel ziehen auch am Wohnungsmarkt nicht vorbei. Allgemein steigen die Ansprüche, zum Beispiel an «gesundes und glückliches Wohnen.» Was dies ist und bedeutet, darüber scheiden sich die Geister. Einen Boom erleben spirituelle Wohnformen: Feng-Shui für westliche Bedürfnisse, Geomantie und Anthroposophie. Die LOHAS (Lifestyle of Health and Sustainability) sind Menschen mit einem besonders gesundheits- und umweltbewussten Lebensstil, die Konsum und Genuss zwar nicht generell ablehnen – doch ethisch korrekt soll es sein. Diese Gruppe der wertebewussten Konsumenten wächst; in den USA machen die LOHAS schon über 25 Prozent der Bevölkerung aus – und beeinflussen mit ihrer Forderung nach nachhaltigen Bauformen und Wohnweisen den Markt. Einen dritten Aspekt bildet die zu beobachtende Konvergenz, die Verschmelzung von Wohnen, Arbeiten und Freizeit.

These: *Die Vorstellungen vom «guten Wohnen» orientieren sich an der Tradition und nicht am Trend.*

Die Basismotive (Schutz, Sicherheit, Geborgenheit, soziale Anerkennung, Selbstverwirklichung) und die fundamentalen Sehnsüchte, welche die Vorstellungen und Träume vom Wohnen antreiben, bleiben stabil. Die Menschen verändern ihr (Wohn-)Verhalten nur langsam. Wenn sich die Lebenssituation wandelt, geschieht die wohnungsmässige Anpassung mit Verzögerung. Zum Beispiel bleiben die meisten Menschen auch nach dem Auszug der Kinder oder dem Tod des Partners in ihrer Wohnung, nutzen die Räume lange Zeit nicht um oder richten sich nicht neu ein – aus Gewohnheit sowie wegen der Umzugskosten. Die Schweizer sehen auch wenig Grund zu Veränderungen: 70 Prozent sind sehr zufrieden, und weitere 26 Prozent fühlen sich eher zufrieden mit ihrer Wohnsituation.[6]

Die Architekturhistorikerin und Professorin für Baugeschichte, Ingeborg Flagge, zieht den Schluss: «Das Verhältnis Mensch und Möbel ist durch Anhänglichkeit geprägt. Grosse private, aber auch gesellschaftliche Ereignisse, sie ändern wenig an Behausungsvorlieben [...] Extreme Lösungen haben sich nicht bewährt. Die Leute wollen wie eh und je vier feste Wände um sich herum [...] der sogenannte hastige Wandel ist alles nur Oberfläche. Man darf sich nicht von ästhetischer Diversifikation täuschen lassen.»[7]

Die Grundrisse der Familienwohnung (Wohnen, Küche, Bad, Eltern, Kind 1, Kind 2) bilden den impliziten Standard, an dem man sich auch orientiert, wenn allein oder in einer Wohngemeinschaft gelebt wird. Die familiäre Gemütlichkeit als Grundwert des trauten Heims gilt weiterhin. Auch modernste Wohnräume kommen selten ohne Elemente aus der Vergangenheit, Erbstücke, antike Schränke und Kamin aus. Traditionelle Einrichtungsformen überwiegen: Es gibt einen Kochbereich, Essnischen, man sitzt rund um den Tisch, man richtet sich in Kuschelecken und -sofas gemütlich ein, und Betten haben immer dieselben Masse. Man drängt sich um das Cheminée, obwohl es längst andere Heizformen gibt. Man schliesst die Vorhänge, wenn die Wohnung allzu verglast und blickdurchlässig ist. Auch Retro-Design ist wieder en vogue, es wirkt vertraut und gemütlich.

Je mehr und schneller sich das Leben verändert, desto wichtiger wird die Wohnung als Ort der Stabilität und des (temporären) Rückzugs. Je mobiler die Gesellschaft und das Leben, desto mehr sehnt man sich nach Stabilität, nach einem Ort, wo alles so bleibt, wie es war. Der Mensch braucht einen Wohlfühl- und Sicherheitscontainer. Die Sinus-Trendbefragung 2004 führte zur Beobachtung eines «Re-Groundings»: Menschen konzentrieren sich wieder stärker auf ihren unmittelbaren Nahbereich, auf das Wesentliche, und sie sehen das Private als sicheren Hafen.[8]

Der Besitz einer Wohnung macht unflexibel und ist daher eigentlich unmodern. Hinter dem Trend zum Wohneigentum steht nicht nur das Bedürfnis,

[5] Clotaire Rapaille: Der Kultur-Code. Was Deutsche von Amerikanern und Franzosen von Engländern unterscheidet und die Folgen davon für Gesundheit, Beziehungen, Arbeit, Autos, Sex und Präsidenten. 2006.

[6] gfs, bern: Wohnmonitor. 2006.

[7] Ingeborg Flagge: Geschichte des Wohnens. Band 5, 1945 bis heute. 1999.

[8] Quelle: Salzman & Matathia in: Next Now. 2006.

seine eigenen vier Wände selbst zu gestalten und nach Belieben zu verändern, sondern auch das Bedürfnis, sich gegen Veränderungen zu schützen. Ein Haus soll immer noch primär die Maslowschen Grund- und Sicherheitsbedürfnisse befriedigen.

Bedürfnispyramide nach Maslow

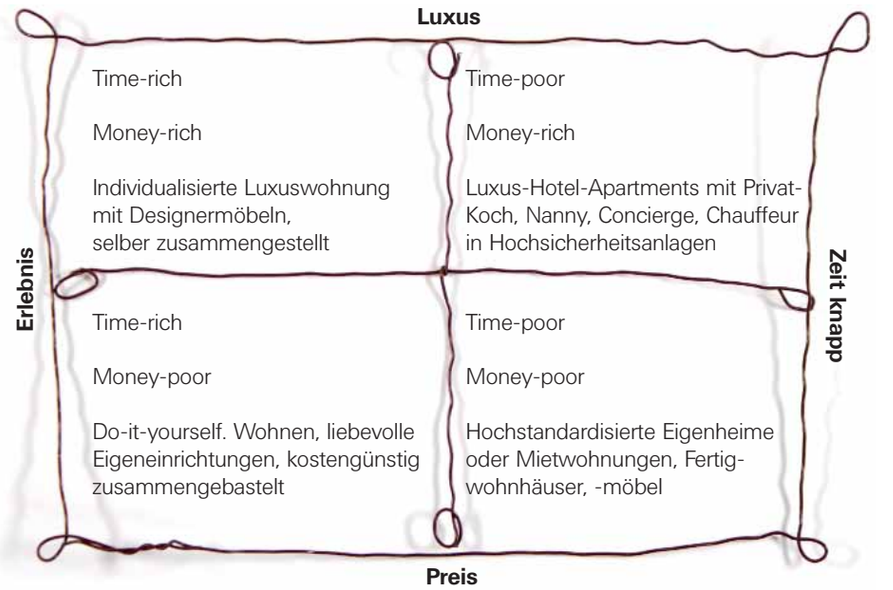
Szenarien rechnen bis 2030 mit einem Anstieg der Wohneigentumsquote auf 45 Prozent bei ähnlich bleibenden Rahmenbedingungen.[9]

These: *Polarisierung der Angebote: Die Unterschiede zwischen Standard- und Luxuswohnungen nehmen zu.*

Wie jemand wohnt, wird massgeblich durch seine finanziellen Möglichkeiten und seine frei verfügbare Zeit bestimmt.

Für Menschen mit viel Zeit und Geld werden die Wohnungen zur Bühne und die Einrichtungen zum Prestigeprojekt. Wer viel unterwegs ist, wenig Zeit, aber reichlich Geld hat, wohnt zu Hause wie im (Designer- oder Boutique-)Hotel. Wer zwar Zeit, besondere Ansprüche, aber wenig Geld hat, kreiert seine Möbel, angeleitet vom TV, am liebsten selber mit Werkstoffen und Zubehör aus dem Baumarkt. Wer weder Zeit noch Geld und viele andere Sorgen hat, holt seine Möbel beim billigsten Anbieter.

[9] Quelle: Ecoplan & Fahrländer Partner, Eficas.



Stagnierende Einkommen in der Mittelklasse und die Knappheit des Baulands führen dazu, dass der Wohnungsbau in den nächsten Jahren stärker standardisiert wird. Menschen, die nicht über viel Geld verfügen, werden sich dank hoch standardisierten Behausungen doch ihr Eigenheim leisten können. Durch die Standardisierung werden Wohnüberbauungen kostengünstig. Die Zukunft der Fertigbauhäuser kommt noch: Sie liegt in fertigen Modulen und Systemen, die je nach Lebensabschnitt ein- und wieder ausgebaut werden. So, wie man heute bei Ikea Möbel kauft, wird man dort morgen Häuser und Wohnungen finden. Das kürzlich lancierte Ikea-Fertighaus «BoKlok» ist erst der Anfang.

Beispiele:

- PerrinePod (pod.perrine.com.au/pod/introduction.aspx)
- JOT House (www.jothouse.com)
- Micro Compact Home (www.microcompacthome.com)
- Ikea BoKlok (www.boklok.com)

Durch Standardisierung wird die Qualität gesichert und der Weg von der handwerklichen zur industriellen Produktionsweise eingeschlagen. Dadurch werden 90 Prozent des Hauses dem Standard entsprechend gebaut und nur 10 Prozent individualisiert. Häuser sind dann aussen nur noch durch kleine Details, zum Beispiel die Farbe der Haustüre, individuell gestaltet. Eine hohe

Standardisierung hat den Vorteil, dass Wohnungen erschwinglicher sind und so leicht gekauft und wieder verkauft werden können wie Autos.[10]

Als Gegentrend werden, den steigenden Ansprüchen einer Elitegesellschaft entsprechend, Luxuswohnungen mit exklusivster Ausstattung neu erfunden. Design, Sicherheit, Wohnservices – im Angebot: Butler, Concierge, Zimmermädchen, Koch, Kindermädchen, Tierbetreuung, Boutiquen, Fitness- und Wellness-Parks im eigenen Wohnkomplex – definieren den Wohnstil der Superreichen. Die Luxuswohnungen gleichen immer mehr den Angeboten von Luxushotels.

Beispiele:

- Luxus-Condominiums in London direkt am Hyde-Park (www.onehydepark.co.uk)
- 20 Pine in New York (http://20pine.com)
- Spezielle Variante «Inspired Living» in London (www.miravalliving.com)
- The Plaza, Wohnhotel in New York (www.theplazaresidences.com)

These: ***Aussen bleiben Wohnungen eine Massenware. Die Individualisierung drückt sich im Innern der Wohnung aus.***

Der Durchschnittsverdiener, der schöner und besser wohnen will, wird tendenziell mehr Geld für die Inneneinrichtung als für die Hülle ausgeben. Aufgrund der Standardisierung gleichen sich Ein- und Mehrfamilienhäuser noch mehr an, und es nehmen die Wahlmöglichkeiten in Bezug auf die Gestaltung des Gebäudes ab. Wer wählen und eine persönliche Note einfliessen lassen will, konzentriert sich daher mehr auf die Inneneinrichtung. Die Wohnung soll die eigene Persönlichkeit widerspiegeln. Besonders in den offenen Räumen wird die Inszenierung des Ich voll zur Geltung kommen: Küche, Wohnraum, Terrasse und Garten werden zum Selbstverwirklichungsfeld. Die eher privaten Bereiche wie Schlafzimmer und Bad hingegen sollen Schutz vor der Alltagskomplexität bieten.

Die Wohnung wird zum Ort der Selbsterfindung und Selbstdarstellung. Man will gesehen werden, wenn man wohnt – in einer Wohnung, die sich sehen lassen kann. Anstatt die Freunde mit einer Einladung ins pompöse Restaurant zu überraschen, lädt man sie zu sich nach Hause ein. Das Motto «Zeige mir, wie du wohnst, und ich weiss, wer du bist» zeigt auch bei Dates seine Wirkung.[11]

[10] The New York Times: «Think Small». 16.2.2007.

[11] The New York Times: «It's not you, it's your apartment». 29.3.2007.

Entertainment und Socializing finden in den eigenen vier Wänden statt. Kochen wird zum gesellschaftlichen Event, man kocht mit Partner, Kindern, Freunden. Immer mehr Männer sind am Kochen interessiert. Küchen werden grosszügiger konzipiert und in den Wohnraum integriert. Markenmöbel sind zunehmend wichtiger, man will einen bleibenden Eindruck bei den Gästen hinterlassen.

These: ***Die Flexibilisierung der Arbeit erfordert die Flexibilisierung des Wohnens. Eine mobile Gesellschaft braucht mobile Wohnungen.***

Flexible Lebensformen, das Neben- und Durcheinander von Arbeit, Ausbildung, Familiengründung, Trennung, zweiter Karriere, zweiter Trennung – all diese Aspekte fordern flexible Wohnformen. «Die Familienwohnung ist tot», verkündet Beat Loderer, Redaktor von «Hochparterre».[12] Sie stirbt, weil sowohl die traditionelle Familie wie auch der Mittelstand immer mehr unter Druck kommen und sich tendenziell auflösen. Die Möglichkeit, eine Wohnung für unterschiedliche Bedürfnisse und Zwecke zu nutzen bzw. umzunutzen, wird wichtiger – und zum Kriterium bei der Wohnungssuche. Die Flexibilität wird in die Wohnung «eingebaut». An die Stelle von Einbauschränken kommen modulare Schränke, die flexibel platziert sowie einfach auf- und wieder abgebaut werden können. Einbauküchen werden durch modulare Anordnungen ersetzt. Auch die Küche soll in ihrer Funktionalität beweglich sein, einmal als Arbeitstisch, ein anderes Mal als Ort der Nahrungszubereitung; in radikalen Varianten ist eine Küche von 2015 von einem normalen Esstisch kaum mehr zu unterscheiden.

Beispiele:

- Naomi Deans flexibler Schrank (www.naomidean.co.uk/Wardrobe.htm)
- Modulare Küche M4 (www.m4kuechen.de)
- Küchen von Boffi, Versionen «Single», «Minikitchen» und «Norbert Wangen» (www.boffi.com)
- George Walkers Küchenvision (www.111inter.net/projects/2015.html)

Die Veränderungen bei den Arbeitsanforderungen und -angeboten prägen neue Wohnformen. Flexible Arbeitsformen, Tele- und Home-Office-Work nehmen zu. So wird eine Reduktion der Büroräume ermöglicht, was andererseits eine Erweiterung der Wohnungen um einen arbeitskompatiblen Raum notwendig macht.[13]

[12] SonntagsZeitung: «Der Einzug der Urbaniten». 7.4.2002.

[13] Kermit Baker, AIA: Architects Rate Home Offices Most Popuar Special Function Room. 09/2005.

Auch die üblichen Miet- und Kaufverträge sind für die Zukunft zu starr. Ein Immobilienbesitz müsste nicht zwingend an eine langfristige Bindung gekoppelt sein. Wenn die Arbeitswelt eine mobilere Gesellschaft fordert und sich die Lebensumstände wegen Scheidungen, neuer Lebenspartnerschaften und Patchwork-Familienstrukturen häufiger als bisher ändern, werden vermehrt Lebensabschnittswohnungen gefragt sein. Menschen erwerben ihr erstes Hauseigentum später als bisher. Die Anforderung an die Immobilie der Zukunft ist also, dass sie eben nicht immobil sein darf.

Um den Anforderungen der flexiblen Gesellschaft gerecht zu werden, kommen Mobile Homes auf den Markt und setzen zum Durchbruch an. Ein innovatives Beispiel ist der LoftCube, dessen Wohnraum individuell gestaltet werden kann. Mittels Hubschraubers kann er von Hochhausdach zu Hochhausdach versetzt werden. Damit ist auch die Frage des Stellplatzes gelöst.

These: *Nachbarschaft ist wieder hip. Statt «wie ich wohne» wird wichtiger, wer mein Nachbar ist.*

Heute ist der Nachbar oft ein Störfaktor. «Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt», lässt Friedrich Schiller seinen Wilhelm Tell sagen. Negative Assoziationen zur Nachbarschaft gibt es einige: Rücksichtslosigkeit, Lärmbelästigung, Diskriminierung, Tratsch, Verletzung der Intimsphäre, mangelnde Hilfsbereitschaft, Intoleranz, Neid und Missgunst. Die fortschreitende Individualisierung, der Zerfall traditioneller Gemeinschaften und der Anstieg der Single-Haushalte führen zu einem sozialen Vakuum. Nun sehnen sich die Menschen wieder stärker nach Nähe, Zugehörigkeit und Geborgenheit.

Gute Verbindungen zur Nachbarschaft werden ein zentraler Mehrwert. Das Quartier ist ein Teil des persönlichen Netzwerks und wird – in einer Gesellschaft ohne Kinder – wichtig. Die Wohnqualität hängt mehr von den Qualitäten der Nachbarschaft und des sozialen Wohnumfeldes ab als von jenen des Hauses. Auch schwache Bindungen zur Nachbarschaft haben eine wichtige Funktion: Sie sind ein Bindeglied in sozial heterogenen Gruppen. Sie halten die sozial «bunt» gemischte Gruppe zusammen: Die Bedeutung von halbprivaten bis halböffentlichen Zwischenzonen nimmt zu, und Gemeinschaftsformen vermitteln Orientierung und Geborgenheit. Man möchte in seiner Wohnumgebung mitwirken, mit Nachbarn plaudern, die Anlieger um Gefallen bitten können und selber um Hilfe gebeten werden.[14]

[14] Siehe Hugentobler/Hoffmann: KraftWerk1; Regina-Kägi-Hof: Zürich, Bericht zur Zweitevaluation.

These: *Wohnen im Alter: Die Software (Dienstleistungen) ist wichtiger als die Hardware (Gebäude und Einrichtungen).*

Aufgrund der demografischen Entwicklung steigt die Nachfrage nach Alterswohnungen und anderen altersgerechten Wohnformen. Altersgerecht bedeutet alterslos – Wohnungen sollen so gebaut werden, dass sie von 9 bis 99 ohne fremde Hilfe genutzt werden können: barrierefrei, anpassbar, klar strukturiert, gut beleuchtet, ohne Stolperhindernisse. Bis in zehn Jahren werden Rollstuhlgängigkeit, Lift und andere Vereinfachungen in solchen Wohnungen als selbstverständlich angesehen.

Damit die schnell wachsende Zahl von Personen über 80 möglichst lange unabhängig zu Hause leben kann, braucht es neue Dienstleistungen: Service und Support werden wichtig, einfache, schnelle und persönliche Hilfe für Kunden, die ein Problem mit dem Fernsehgerät, der Heizung oder dem Hund haben, sind selbstverständlich. Benötigt werden nicht neue Waschmaschinen, sondern ein Waschservice, keine altersfreundlichen Putzmittel, sondern ein zuverlässiger Raumservice. Ältere Menschen geben in Zukunft für Home-Services und Home-Care mehr aus als für Miete und Möbel. Hier gibt es ein grosses Potenzial für zertifizierte Home-Services-Ketten, die Haus- und Pflegedienstleistungen in einer zuverlässigen, gleich bleibenden Qualität anbieten.

Varianten zu solchen Dienstleistungen sind Gemeinschaftswohnungen und generationenübergreifende Wohnformen. Die «Wahlfamilie» verdeutlicht die Bedeutung der Rückkehr zu engeren nachbarschaftlichen Beziehungen. Die Verhältnisse zwischen den Generationen sind entspannt, junge Leute fühlen sich oft nicht unter Druck, das «Hotel Mama» zu verlassen oder kehren wieder für eine bestimmte Zeit dorthin zurück. Die verlängerte Jugendzeit dauert bis 35, die jungen Erwachsenen lassen sich Zeit mit Ausbildung, Beruf und Heiraten.[15]

These: *Der Trend geht von «schöner Wohnen» zu «gesund und glücklich Wohnen.»*

Im Zuge des Megatrends «Gesundheit» wird die Wohnung zum privaten Spa. (Der Begriff Spa steht für Gesundheits- und Wellness-Einrichtungen oder Heilbäder.) Doch Spa bedeutet mehr als schöne neue Badewelt, Wellness-Oase, als Fitness oder Erholung. Es geht auch ums Heilen und um mentale Trans-

[15] Time: «Grow Up? Not so Fast». 16.1.2005.

formation: Angestrebt werden Einklang und Harmonie von Körper, Geist und Seele. Der Philosoph und Trendforscher Norbert Bolz spricht in seinem Buch «Das konsumistische Manifest» von Wünschen zweiter Ordnung.[16] Menschen wollen durch Produkte nicht mehr nur unterhalten, befriedigt oder verführt, sondern verändert werden: Die Behausung soll mich heilen, sie soll mich transformieren, und sie soll einen «neuen» Menschen aus mir machen. Ein Spa ist also ein Ort, der einen verwandelt.

In gesättigten Märkten werden Fragen des persönlichen Wohlergehens und der Sinnerfüllung wichtiger. Dies drückt sich zum Beispiel im wachsenden Interesse an östlichen Wohnphilosophien wie Feng-Shui aus. Die Sehnsucht nach Sinn wird in den westlichen Leitlinien und Ratgebern für «schöner und besser Wohnen» vernachlässigt; diese orientieren sich primär an Funktionalität, Design und Ästhetik. Die Jahrtausende alte Feng-Shui-Theorie hingegen lehrt, ein Haus so zu gestalten, dass die Energie Chi optimal gelenkt durch das Gebäude fliessen kann. Wer die Kraft der Energielinien kennt und sie für sich zu nutzen weiss, lebt in Harmonie mit seiner Umwelt. Dem Westen fehlt eine solche Beziehung zur Umwelt. Die Fähigkeit, eins mit der Natur zu sein, ging im Laufe des Zivilisationsprozesses und der Industrialisierung verloren. Dennoch sehnen sich die «Westler» danach, immaterielle und spirituelle Dimensionen der Räume zu erleben. Feng-Shui ist jedoch für den Westen nicht eins zu eins übertragbar, dazu fehlen die kulturellen und traditionellen Erfahrungen. Dennoch haben in den vergangenen Jahren die Wohnberatungen mit Feng-Shui, Geomantie und Radiästhesie einen regelrechten Boom erlebt.

Die wachsende Gesundheits- und Öko-Orientierung eröffnet neue Möglichkeiten auf dem Markt für gesundes und ganzheitliches Wohnen. Die Niedrigenergie-Bauweise wird in ein paar Jahren nicht nur für die Reichen selbstverständlich, sondern zum Standard für alle werden. Das Haus der Zukunft benötigt keine externen Energiequellen mehr, sondern deckt seinen gesamten Wärme-, Wasser- und Strombedarf selbst ab. Die LOHAS mit ihrem Appell für mehr Nachhaltigkeit, FairTrade und eine ökologische Lebensweise werden zahlreicher und stellen ihre entsprechenden Forderungen an Wohn- und Baumärkte.

[16] Norbert Bolz: Das konsumistische Manifest. 2002.

Links:
- Schweizerische Interessengemeinschaft Baubiologie/Bauökologie (www.baubio.ch)
- Slow City (www.cittaslow.net)
- Sociopolis Valencia (www.sociopolis.net)
- Lower Mill Estate (www.lowermillestate.com)
- Fliegender Teppich (www.emilianadesign.com)

These: *Nähe wird wertvoller, Laufzeit wichtiger als Fahrzeit. Ziel ist die Konvergenz von Wohnen, Arbeiten und Freizeit.*

Die Menschen verbringen bereits heute sehr viel Zeit unterwegs – zur Arbeit, während der Arbeit, zunehmend in der Freizeit. Doch das Leben in der mobilen Gesellschaft erschöpft, viele Menschen haben genug vom Warten auf den Zug oder Bus, vom Stehen im Stau und Parkplatzsuchen. Sie versuchen, die Zeit des Unterwegsseins zu minimieren, um ihre Lebensqualität zu erhöhen, beispielsweise indem sie Wohnen, Arbeit und Freizeit integrieren. Die ideale Wohnung wird jene, die in Fussdistanz zur Arbeit, zum Einkaufen und zum Stadtpark oder Spielplatz liegt.

Links:
- www.west-side.ch
- www.limmatwest.ch
- www.huerlimann-areal.ch
- www.puls5.ch
- www.sihlcity.ch

Um noch mehr Zeit zu sparen, delegieren die Menschen ständig mehr Aufgaben. Dieses Outsourcing ist eine Ausweitung der Dienstleistungsgesellschaft in den Privatbereich hinein. Was sich die Reichen heute leisten können, kann morgen auch für die Masse zur Normalität werden: Zimmermädchen, Kinderbetreuer, Gartenpfleger, Putz- und Haushaltsfeen. Wohnen wird zu einem Full-Service, inklusive Home-Delivery der ausgelagerten Tätigkeiten.

Links:
- www.evolvingvox.com
- www.rentagarden.nl in Holland oder in Australien www.rentagarden.com.au

Weitere Aspekte und Problemlösungen, welche die Zukunft des Wohnen beeinflussen werden

Smart Homes: Vorerst bleibt es bei einzelnen Gadgets.

- Die intelligente Hausautomatisierung steht noch vor dem grossen Durchbruch: Technikliebhaber und gut betuchte Leute werden sich einzelne Anwendungen leisten (z.B. smarte Waschmaschinen und Kühlschränke, die «denken» und «wissen», wie warm die Wäsche gewaschen werden darf, oder die Milch, Käse und Jogurt bestellen, wenn der Vorrat zu Ende geht).
- Theoretisch wird es möglich, das Haus mit einer Art elektronischem Nervensystem zu durchziehen und quasi zu einem bewohnbaren Computer zu machen, indem alle elektronischen Geräte im Haus vernetzt werden. Die kurze Halbwertszeit von neuen elektronischen Geräten schreckt Investoren aber auch ab und führt dazu, dass in den nächsten Jahren nur ausgewählte Einzelanwendungen, vor allem beim Home-Entertainment, zum Einsatz kommen werden.
- Viele Menschen wollen nicht mehr Technik im Haus. Das grosse Potenzial liegt bei Wohnerleichterungen für ältere Personen. Bill Gates hat kürzlich prognostiziert, dass Roboter bis 2013 in unseren Haushalten so selbstverständlich sein werden wie heute der PC.
- Die Probleme liegen bei der meist komplizierten Handhabung und dem Unterhalt der Gadgets, die nur sehr technikerfahrenen Menschen das Leben vereinfachen.
- Betreutes Wohnen für ältere Leute kann in Zukunft auch von smarten Einrichtungen übernommen werden.
- Links: Futurelife-Haus (www.futurelife.ch), Smarter Wohnen (www.smarterwohnen.net), MIT, School of Architecture and Planning (architecture.mit.edu/house_n).

Energie: Selbst Herstellen und Wiederverwerten werden Standard.

- Durch Niedrigenergie-Bauweise soll die Energie besser verwertet werden (Passiv-Häuser, Null-Energie-Haus, Plus-Energie-Haus).
- Das Haus der Zukunft benötigt keine externen Energiequellen mehr. Es deckt seinen gesamten Wärme- und Strombedarf mit Sonnenlicht, das von Sonnenkollektoren auf dem Dach eingefangen und von einer Photovoltaik-Anlage in nutzbare Energie umgewandelt wird. Der Wasserbedarf wird aus aufbereitetem Regenwasser gedeckt.
- Reduzierung der Betriebskosten; hohe Anschaffungskosten werden in kürzerer Zeit amortisiert (ca. fünf Jahre).
- Links: Passivhaus Schweiz (www.igpassivhaus.ch), MinergieHäuser (www.minergie), Schweizerischer Fachverband für Sonnenenergie (www.solarpro.ch und www.swissolar.ch).

Back to Nature: Nachhaltigkeit, Öko, FairTrade und LOHAS.

- Viele Leute träumen immer noch vom Einfamilienhäuschen auf dem Land.
- Als Kompromiss siedeln sich die Leute an den Rändern der Agglomerationen an.
- Die Bedeutung der Balkone, Terrassen und von ruhigen, grünen Innenhöfen hat bei Stadtwohnungen enorm zugenommen (platzsparendes Projekt «Outdoor Living» von www.hofmandujardin.nl).
- Schrebergärten für die Städter als Ausgleich.
- Ökologisch gebaute Häuser und Wiederbelebung traditioneller Baustoffe wie Holz, Lehm, Stroh, Schilf und Stein.
- Links: Gobal Ecovillage Network (gen.ecovillage.org), Genossenschaft Information Baubiologie (www.gibbeco.org), Zentrum für Energie und Nachhaltigkeit im Bauwesen ZEN (www.empa.ch/zen), Nachhaltigkeit im öffentlichen Bau (www.eco-bau.ch).

Literaturempfehlung

ARE (Bundesamt für Raumentwicklung). Raumentwicklungsbericht 2005 –. Zusammenfassung. 2005.

BFS (Bundesamt für Statistik). Räumliche und strukturelle Bevölkerungsdynamik der Schweiz 1990 – 2000, Neuenburg. 2002.

BFS. Eidgenössische Volkszählung 2000 – Haushalte und Familien, Neuenburg. 2005.

BFS. Szenarien zur Bevölkerungsentwicklung der Schweiz 2005 – 2050, Neuenburg. 2006.

Cunha, Antonio; Both, Jean-François. Metropolisierung, Städte und Agglomerationen – Soziodemografische Struktur und Dynamik von urbanen Räumen. Hrsg: BFS, Neuenburg. 2004.

Fux, Beat. Familiale Lebensformen im Wandel. Hrsg: BFS, Neuenburg. 2005.

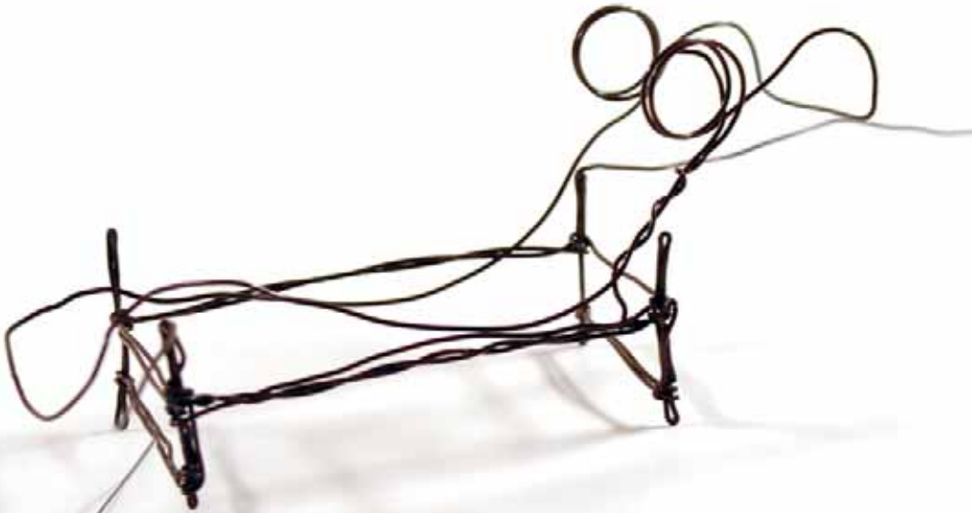
Flade, Antje. Wohnen psychologisch betrachtet. Bern. 2006 (zweite Auflage).

Gatterer, Harry; Truckenbrodt, Cornelia. Living in the Future. Trendstudie Zukunftsinstitut GmbH, Kelkheim. 2005.

Gerheuser, Frohmut W. Wohnversorgung und Wohnverhältnisse – Entwicklungen 1990 – 2000. Hrsg: BFS, Neuenburg. 2004.

Gieske, Roland; Hahn, Sylvia. HABITAMUS 2010 – mehr als gewohnt. Heidelberg. 1999.

HORNUNG. Wohnungsmarkt-Szenarien bis 2040. Im Auftrag für ARE und BWO. 2004.



Autoren der Studie

Dr. David Bosshart, CEO des Gottlieb Duttweiler Instituts (GDI) für Wirtschaft und Gesellschaft, Rüschlikon ZH.

Karin Frick, Ökonomin, Leiterin der Abteilung Research und Mitglied der Geschäftsleitung GDI.

Miriam Hauser, Psychologin, Researcherin am GDI.

Seit über vierzig Jahren ist das GDI ein Garant für unabhängige Forschung, welche quere und unkonventionelle Denkweisen nicht nur zulässt, sondern fördert. Dank weltweiter Vernetzung funktioniert das GDI als Wissensplattform, auf der wirtschaftliche und gesellschaftliche Themen am Puls der Zeit erforscht, diskutiert und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Die Hausräumung

Von Peter Weingartner

DIE HAUSRÄUMUNG

Von Peter Weingartner

Drei 60-Liter-Abfallsäcke stehen in der Stube, üppige Pflanzen besetzen die Ecke, wo einst der Fernseher stand, der nun dem Pflegeheim verschenkt ist. Im Heim hat Stierlis Schwiegermutter die letzten drei Monate ihres Lebens verbracht. Er erinnert sich: Am Sonntag nach ihrem 89. Geburtstag war die Familie mit ihr an den See gefahren, ins Restaurant Sonne; als sie auf die Toilette wollte, hatte sie eine Absenz. Sekundenbruchteil. Notfall-Krankenwagen auf dem Parkplatz, Bahre, Spital, Pflegeheim. Sie kam nicht mehr nach Hause, konnte ihr Haus nie mehr sehen. Zu räumen ist ihre Wohnung, dieses Haus.

Irma, Stierlis Frau, ist krank, Magen-Darm-Grippe und eine breite Müdigkeit. Er vertritt sie bei der Hausräumung. Der grüne Teppich mit Stolperfalten: Wie viele Menschen haben darauf erbrochen? Und Katzen hätten sie auch gehabt, einen psychotischen Kater namens Cäsar, der in dieser Stube nach imaginären Mäusen und Vögeln gesprungen sein soll. Alle schauen auf, als Stierli mit seiner Tochter, eben ausgezogen aus dem elterlichen Haus, eintritt. Eine Chaotin, die Mutter, sagt Willi, der einzige Sohn von Stierlis Schwiegermutter, wirft einen Briefumschlag mit Sammelpunkten in den Kehrichtsack. Eine Sammlerin, sagt Anna, die älteste Tochter, und Verena, die jüngste, runzelt die Stirne. Mein Gott, seufzt sie, wir sind erst bei der Stube. Die Frontschubladen des Stubenbuffets sind voll von Papieren, und die Schublädchen im Aufbau entpuppen sich als besonders interessant, von dort fördert Stierli lose Fotos zutage. Während Verena die Garantiescheine für den Toaster aus dem Jahre 1967 und den Transistorradio aus den frühen Siebzigern samt Wasser- und Stromrechnungen aus der gleichen Zeit unbekümmert in den Säcken verschwinden lässt, mahnt Willi im Verein mit Anna zur Vorsicht. Banknoten brennen gut in der Kehrichtverbrennungsanlage, und Mutter hatte, wie alle wissen, in den letzten Jahren der Depots zu viele.

Mit dem Tod sterben die Erinnerungen: haufenweise Postkarten von den Reisen, die Mutter Bättig nach dem frühen Tod ihres Mannes unternommen hatte. Autocar-Reisen. Assisi, Lourdes, Kopenhagen. Und Rom. Anna erinnert sich, wie Mutters Jasskolleginnen jeweils gestaunt hatten ob der Details, die ihr von den Reisen geblieben waren. Aber jetzt waren auch die Jasskolleginnen alle tot. Weg damit.

Was studierst du, will Anna wissen. Nichts, sagt Stierli und wirft die Fotos in die Schuhschachtel. Leidbilder die Menge. Am Anfang noch gibt Willi sich Mühe zu sehen, ob die Menschen zur Familie gehören. Man wisse nie, ob nicht dereinst ein Familienforscher diesen Zweig der Bättig-Sippe erforschen möchte. Stierli erinnert sich der gleichen Prozedur im Hause seiner Eltern und daran, wie er damals eingesehen hat, dass er auch als Rentner seiner Familie nicht nachgehen werde. Er erinnert sich präzise an diesen Entscheid: Vor seinem inneren Auge wucherten die Stammbäume, drohten ihn zu erdrücken. Albtraum im Wachzustand und gleichzeitig die Bewusstwerdung der Tatsache, dass es so viele Kosmen gibt wie Menschen, deren Geschichte zu erfassen nicht einmal strukturell, geschweige denn inhaltlich je möglich sein würde.

Auf gewisse Dokumente legt Willi besonders Wert: Vor 12 Jahren die Ölheizung, wer weiss, vielleicht von Bedeutung. Der Wert des Hauses wird von zwei unabhängigen Fachleuten geschätzt, damit man eine Idee habe, was dafür verlangt werden könne. Das Haus übernehmen will keines von den Kindern. Die Erinnerungen an Mutters Krankheiten – und nun war sie fast 90 geworden –, die Wasseradern, Erdstrahlen. Vaters wortloses Leiden am Leben. Die Enge der Jugend. Den oberen Stock musste man vermieten, um den Hypothekarzins bezahlen zu können. Ein böser Nachbar und das Bewusstsein, Arbeiterkind zu sein, ungerecht behandelt in der Schule, gering geschätzt von den Wohlhabenden an der gleichen Strasse. Der Arzt, der selbstständige Elektriker, der Coiffeur an der Ecke.

Ein Holzhaus aus den frühen Fünfzigern. Die Fenster müssten seit Jahrzehnten erneuert werden, morsch sind Fensterbänke und Läden. Willi und seine Schwestern rechnen mit dem Quadratmeterpreis. Ein Brandstifter würde viel Arbeit ersparen. Stierli und Willi grinsen, während sie beim Durchforsten der Briefumschläge auf Kaffeerahmdeckeli, Kassabons und Quittungen für Anschaffungen wie Mixer und Staubsauger stossen.

Da lässt sich Eva, Stierlis Tochter, aus dem Schlafzimmer vernehmen: Sie kriege die Krise, ruft sie. Strümpfe, Strümpfe, Strümpfe. Ungebraucht, in der Originalverpackung. Dazu eine Schachtel voller leerer Portemonnaies, Schlüsseletuis, Kunstlederbehältnisse. Hat sie geraucht? Nein, doch der Vater habe ab und zu eine Zigarette geraucht, sagt Willi. Vater, der Bäcker, den eine Mehl-Allergie als Fabrikarbeiter in die Chemische ins Nachbarstädtchen zwang. Stierli erinnert sich vage an ihn und seine Schwarzwäldertorten: kein Geburtstag seiner

Kinder ohne Schwarzwäldertorte, hoch, mit viel locker geschlagenem Rahm und selbst gehobelter Schokolade.
Langsam gehts gegen Mittag, und im gleichen Masse, wie der Hunger steigt, sinkt die Lust, jedes Behältnis zu durchforsten nach einem kleineren Behältnis, wo sich ein Notgroschen in der Form eines Goldvreneli verbergen könnte. Wenn sie Geld in der Packung Schneckenkörner versteckt hat, dann hat sie halt, sagt Verena, und als sie auf die Toilette muss, greift Willi verschämt in die Körner. Stierli hats gesehen, aber er wird niemandem etwas sagen. Kefensamen, Karottensamen, Bohnen im selben schmalen Einbauschrank im Gang. Dabei ist der Garten längst verwildert. Nachdem die Nachbarin die Mutter mehrmals wie einen Käfer auf dem Rücken liegend angetroffen hatte im Weglein zwischen Salatbeet und den Erdbeeren, hatten die Töchter ihr zugeredet: Lass es bleiben, Mutter. Die hatte die Sorge so ausgelegt, als gönne ihr niemand diese kleine Freude. Und war, immerhin mit einem Stock, erneut in den Garten gegangen. Wie ein Käfer, pflegte die Nachbarin zu sagen.

Das Bild des Hauses aus dem Helikopter, von der Sonne vergilbt; schwach nur zu erkennen, dass es wirklich dieses Haus ist: der Balkon im ersten Stock, um die Ecke gezogen. So vergilben einige Hundert Franken, denkt Stierli, auch seine Eltern hatten in den Siebzigerjahren solch ein Bild gekauft, und nun schämt er sich, dass er es damals nicht mitgenommen hatte. Lebenswerk im Müll. Stolz und Lebensinhalt. In einer Zeit, als ein Arbeiter sich durch Fleiss und Sparsamkeit etwas Eigenes, wie man sagte, leisten konnte. Sein Vater, Schreiner, hatte Fahrstühle ausgekleidet, zuerst mit Holz, später mit Kunststoff. Die Mutter hatte Heimarbeit gemacht, Schrauben in Metallgegenstände gedreht, jeden Abend vorgekocht, denn Vater kam am Mittag nicht nach Hause. Stierli ahnt, warum ihn im Militär das Essen aus der Gamelle stets geekelt hat.

Mutter Bättig hat genäht, sich so ein Zubrot verdient. Davon zeugt der Stapel der Schnittmuster: in die Papiersammlung! Das Lehrdiplom als Schneiderin kommt zu den Akten. Zu den Dokumenten, den Fotos, den Hausplänen, den Erbschaftsgeschichten der früheren Generation, wo es bei der Verteilung des Vermögens, welches im Wesentlichen aus einem Bauernhof bestand, unschön zu und her gegangen sein soll.

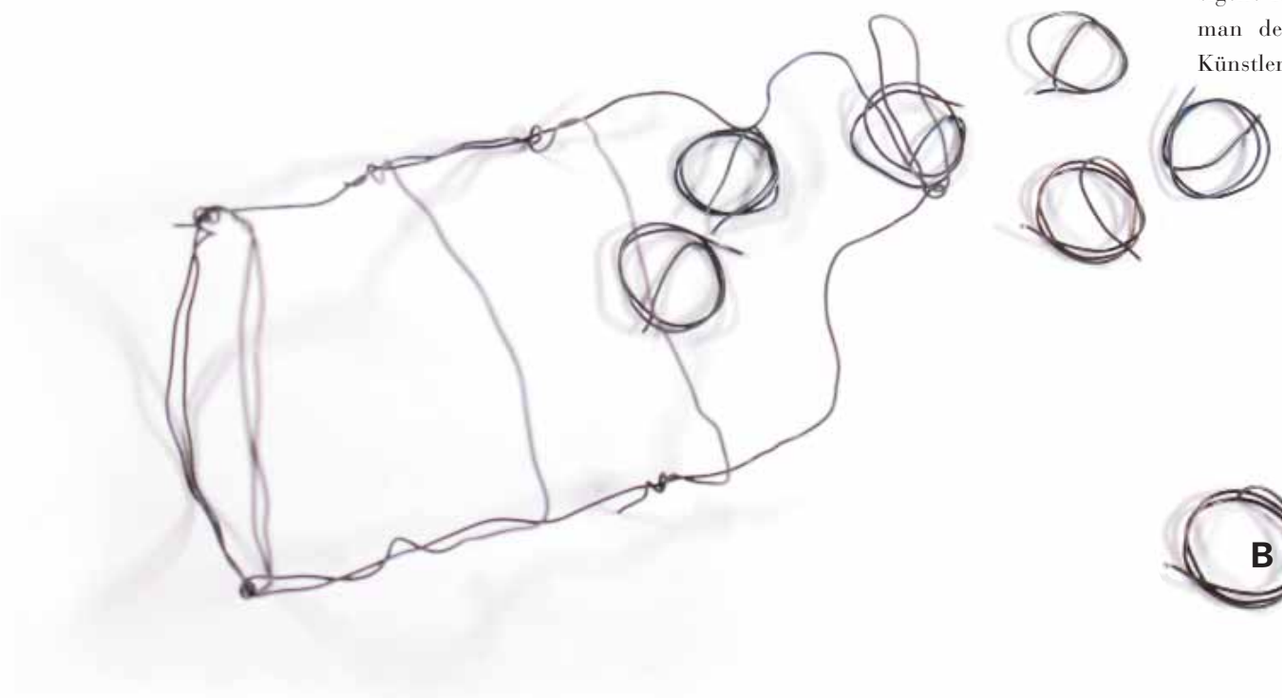
Das Mädchenzimmer hat Verena nach Vaters Tod mit ihrer Mutter geräumt und zur Abstellkammer gemacht. Auf dem Bett lag vor dem Einbau der Ölheizung auf einer Plastik-Blache der Holzvorrat für einen Monat. Dutzende von Vasen und Bastelarbeiten der Kinder und Kindeskinder im Büchergestell. Wer will Weihnachtslieder? Stierli entdeckt die Plattensammlung: Heintje, Peter Alexander. Der Plattenspieler, made in Czechoslovakia, funktioniert nicht mehr. Vielleicht ist der Apparat nie gelaufen, wirft Anna ein. Radio, ja, die Nachrichten um halb eins, und später Sport am Fernsehen. Auf einem Block habe Mutter jeweils die Zwischenzeiten von Russi und Klammer notiert, auch die Zeit des ersten Laufes von Heini Hemmi im Slalom, als das Fernsehen diesen Service noch nicht zu ihrer Zufriedenheit anbot.

Dieses Bild kennt Stierli: Jesus mit den Jüngern auf dem Weg nach Emmaus. Ein Fetzen aus der Kindheit. Das gleiche Bild hing im Schlafzimmer seiner Eltern, über der Kopfseite des Bettes. Und hier jetzt über dem Sofa. Die Vorstellung: Ständig beobachtet dieser Jesus, was im Raum geschieht. Stierli stellt sich Fragen zum Paarungsverhalten der Vorgängergeneration. Ob er das Bild möchte, fragt Verena. Um Gottes willen, erschrickt Stierli. Und er erklärt sich: Seine Eltern, Jesus und zwei Jünger auf dem Weg nach Emmaus. Er habe das sichere Gefühl, das Bild stelle diese Bibelstelle dar, wobei ihm nicht mehr klar sei, was es mit diesem Emmaus auf sich habe.

Evas Zwischenbemerkung sitzt: Mir graut davor, wenn ich einmal bei euch räumen muss. Stierli zuckt nicht zusammen, Contenance, Contenance, doch das Bild vom Dachstock, wo seine und Irmas Schulsachen aufbewahrt sind, auch jene seiner Eltern mit den Aufsätzen, wie gedruckt geschrieben und brav jene von Mutter, weit wilder in Gestaltung und Inhalt jene von Vater, lässt sich nicht verdrängen. «Der Feuerteufel», so hiess einer von Vaters Texten. Zwei Armbanduhren kommen zu den Fotos, und der Klunker, so nennt Eva die billigen Kettchen, bleibt im Schrank, während Willi im Kinderzimmer Irmas alte Blockflöte entsorgt. Und all die Schulsachen, die Bücher, die Bettgestelle, Matratzen, Puppenwagen und Spielsachen im Estrich, sagt Eva und meint ihr Elternhaus: Es werde ihr beinahe übel, wenn sie daran denke, dereinst diesen Plunder sortieren zu müssen. Sie sagt es in der Küche zu Verena, und Stierli ist nicht taub.

SWISS DIXIE STORAGE

Peter Weingartner, * 1954, lebt in Triengen LU, Sekundarlehrer in Triengen und Redaktor der AARGAUER ZEITUNG in Aarau. Autor von Kurzprosa in Zeitschriften, Anthologien (jüngstes Buch: «Stühle im Zug», 2006) und Hörspielen für Radio DRS.



DR. WOHLSEINS WOHNAPOTHEKE

A und O «Wohnen» kommt von «Wonen» und bedeutet nach dem Grimmschen Wörterbuch so viel wie «bleiben, verharren, sich befinden, verweilen, gern haben, wünschen». Das alles gilt auch heute noch, in der Lifestyle-Epoche. Die Wohnung ist Schutzort für Menschen und Aufbewahrungsort für Dinge und Erlebnisse. Über die Wohnung baut man die eigene Identität und Sicherheit auf. Mit der Wohnung erhält man den Freiraum, sich gestalterisch – als Handwerker, Künstler und Nutzer – so zu betten, wie man liegen möchte.

Aufräumen Einige Tausend Objekte hat es in einem Haushalt: Möbel, Kleider, Lebensmittel, Pflanzen, Geschirr, Geräte, Medikamente, Souvenirs, Werkzeuge, Apparate, Bücher, Schuhe usw. Brauchen wir das alles? Nehmen Sie sich die Gegenstände vor und fragen Sie sich: Wie bist du da hingekommen? Wann habe ich dich zum letzten Mal benutzt? Will ich dich noch? Aufräumen ist anstrengend. Gehen Sie in kleinen Schritten vor, in Zeitfenstern von zehn Minuten bis zu einer Stunde. Einmal im Jahr auch einen Tag lang.

Bad Früher war das Badezimmer klein und versteckt, heute ist es die private Wellness-Oase. Organisieren Sie es so, dass man sich gern lange darin aufhält. Mit verführerischem Duft, welcher der Nase schmeichelt. Mit einer Mischung aus gerichtetem und diffusem Licht, das Sie auch im Spiegel gut aussehen lässt. Mit Blumen oder Pflanzen, welche die Natur hereinbringen. Mit Möbeln, die für die besonderen klimatischen Bedingungen geeignet sind. Mit sanitären Installationen, die einfach zu bedienen sind und funktionieren. Damit Sie sich entspannen können.

Bilder Kunst und Farben beleben die Wohnung, verstärken die Beziehung zum Raum, sind kulturelle Wertzeichen und regen zu Gesprächen an. Doch wie soll man Bilder aufhängen? Vor dem Nageln und Bohren einen Plan machen, die Hauptwände festlegen, die Werke am Boden probehalber auslegen, die Kunst als Kontrast oder Ergänzung zum Raumprogramm einsetzen. Meistens werden Bilder, selbst dort, wo keine Möbel stehen, zu hoch gehängt – eine tiefe Hängung unter der Augenhöhe wirkt cooler. Arbeiten auf Papier sind empfindlicher, sollten verglast werden und dürfen nicht direktem Lichteinfall ausgesetzt sein.

Chinesisches Feng-Shui Feng-Shui ist eine traditionelle chinesische Lebensweisheit. Die Worte bedeuten «Wind und Wasser» und sind seit zwei Jahrzehnten auch hierzulande beim Thema «Wohnen» in aller Munde. Feng-Shui beginnt mit dem Verständnis von Yin und Yang und will nach traditioneller Vorstellung «die Geister der Luft und des Wassers» geneigt machen. Die Anwesenheit unsichtbarer positiver Lebensenergie soll sichergestellt werden durch das Beachten von Regeln beim Bau von Häusern und beim Einrichten von Wohnungen unter Beizug dekorativer Mittel wie Wasser, Kristalle, Düfte und Farben.

Divergenter Typ Es gibt Menschen, die viele Dinge um sich versammelt oder gestapelt haben müssen, sowohl dort, wo sie arbeiten, als auch zu Hause nach Feierabend. Sie fühlen sich wohl im Chaos und finden darin alles, und das auch rechtzeitig. Das sind divergente Organisationstypen. Versuchen Sie nicht, sich zu ändern, wenn Sie sich in dieser Beschreibung wiedererkennen. Sie brauchen das Durcheinander, um sich zu spüren und kreativ sein zu können. Meist haben Sie gleichzeitig fünf Dinge am Laufen, das ist ganz normal.

Drei-Kisten-Methode Eine Anleitung für Personen, die Wohnung, Keller und Estrich endlich einmal entrümpeln wollen, denen es aber schwer fällt, echt oder scheinbar Liebgewordenes zu entsorgen. Dazu werden drei Kisten benötigt: In die Schatzkiste legen Sie jene Dinge, die Sie sehr schätzen und vermissen würden und in den letzten zwei Jahren mindestens einmal nutzbringend gebraucht haben. In die Müllkiste werfen Sie alles, was bedeutungslos geworden, kaputt oder inzwischen negativ besetzt ist. In die dritte Kiste legen Sie jene Gegenstände, die Sie weder dem «Schatz» noch dem «Müll» zuordnen können. Diese Zwischenlager-Kiste kommt in den Keller. Was daraus nach einem halben Jahr nicht vermisst wird, kann weggeworfen werden.

Einrichten Wohnungen sind Freiräume, die Sie individuell nach Ihrem Geschmack einrichten können. Beim Einrichten oder Umstellen der Möbel gibt es vier Grundregeln: 1. Rücksicht nehmen auf den Bewegungsfluss im Raum. 2. Sorgfältige Gestaltung des Zentrums – oder der Zentren – im Raum. 3. Ein Ruhe-Ort, eine stille Ecke in jedem Raum. 4. Festlegung des idealen Platzes von Bett oder Tisch, wo der Rücken geschützt ist und ich freien Blick nach vorne habe. Mit mobilen, multifunktionalen Möbeln kann die Wohnung wechselnden Bedürfnissen angepasst werden.

Elektrosmog Kabel, Geräte und Maschinen, die an die Steckdose angeschlossen sind, stehen unter Spannung und bauen elektrische oder magnetische Felder auf. Wie weit elektromagnetische Felder die Gesundheit massgeblich gefährden, ist wissenschaftlich nicht bewiesen – trotzdem steht fest, dass etwa 5 Prozent der Bevölkerung empfindlich auf elektromagnetische Felder reagieren. Empfehlenswert ist, um beispielsweise Schlafstörungen zu vermeiden, die Befolgung der AAA-Regel: Ausstecken, Ausschalten, Abstand halten. Näheres darüber unter www.buwal.ch (Elektrosmog) und www.luft.zh (Elektrosmog).

Energie sparen Die Energiekosten belasten das Haushaltbudget. Bei Wasser, Strom oder Heizöl liegen viele Einsparmöglichkeiten drin. Müssen es wirklich die 160 Liter Wasser pro Tag sein? Warum ist der Thermostat am Boiler nicht auf 60 Grad eingestellt? Warum beim Kauf von Waschmaschine oder Backofen nicht auf die Energie-Etikette schauen? Geräte der Klasse A bis A ++ verbrauchen 30 bis 50 Prozent weniger Energie als Geräte der Klasse D. Die Rangliste der besten Geräte finden man unter www.topten.ch. Und was die Eltern schon wussten: Türen und Fenster gut abdichten, in den Ferien nicht heizen, im Winter kein stundenlanges Kippfenster-Lüften.

Farben Wir fühlen uns angeregt, lebendig und wohl in der farbigen Welt draussen. Mit Farben können auch in der Wohnung aufregende oder beruhigende Erlebnisräume geschaffen werden. Einen Raum mit einer farbigen Wand «aufladen», das nächste Zimmer schlicht belassen und nur durch die Materialien wirken lassen. Jede Farbe hat ihre Symbolik und weckt Assoziationen an Jahreszeiten, Stimmungen und Eigenschaften. Vor der definitiven Ausmalung an der entsprechenden Wand ein grosses Farbmuster platzieren und dieses zu den verschiedenen Tageszeiten auf die Wirkung hin prüfen.

Flexibilität Zuerst war die Familie klein, dann kamen die Kinder, jetzt sind sie ausgeflogen. Anfänglich war es nur Wohnung, dank IT-Kommunikation wird es zum Home-Office. Die Bedürfnisse wechseln, die Immobilien müssen in der Nutzung flexibler werden. Ein heutiger Wohnungsgrundriss ist dann von guter Qualität, wenn die einzelnen Räume nutzungsneutral sind. Das setzt Räume von mindestens 14 bis 16 Quadratmetern voraus, damit entweder Betten oder Schreibtisch klug platziert werden können. Sinnvoll ist es, wenn die Grundversorgung der Bautechnik (zum Beispiel Leerrohre für Verkabelungen und Steckdosen) auf die unterschiedlichen Ansprüche hin ausgerüstet ist.

Geobiologie Wenn nicht der Elektrosmog, nicht der berufsbedingte Stress, nicht die getrübte Beziehung in Beruf oder Partnerschaft – könnte eine Wasserader oder Bovis-Energie-Strahlung aus dem Erdinnern für Kopfweh und Unlust verantwortlich sein? Der Einfluss verschiedenster geobiologischer «Erdstrahlen», die nicht nur Pflanzen- und Tierwelt beeinflussen, sondern auch das biologische System des Menschen stören können, wird von den Radiästheten untersucht. Sie suchen mit Wünschelrute oder Pendel die störzonenfreien Schlaf- und Arbeitsplätze im Haus. Die Wissenschaft ist dieser Praxis und der Geomantie gegenüber kritisch bis abweisend eingestellt – doch es gibt Personen, die überzeugt sind, nur deswegen besser schlafen zu können (www.vrgs.ch).

Gerüche Menschen reagieren sensibel auf Raumgerüche. Unangenehme Düfte sind störend und lösen Unwohlsein aus. Immer mehr werden wir von künstlichen Geruchsstoffen eingedeckt. Allzu viel Frische einzig aus der Sprühdose bewirkt oft eine Irritation des Nervensystems. Mit chemischen Duftprodukten beseitigen wir schlechte Gerüche nicht, wir überdecken sie nur. Es gibt alte Hausmittelchen: Eine Orange mit zwei oder drei Nelken bestücken und im Zimmer aufstellen oder aufhängen. Oder Teller mit Salz im Raum verteilen. Eine Schale mit Essig vertreibt den kalten Tabakrauch. Einen Kuchen backen bringt neuen und besseren Geruch in die Wohnung. (Siehe auch Lüften.)

Haustiere Für Kleintiere wie Meerschweinchen oder Wellensittiche brauchts keine Bewilligung, für das Halten von Hund oder Katze muss der Vermieter einverstanden sein, bei exotischen Tierarten wie Papageien, Schlangen oder Giftspinnen hat auch das kantonale Veterinäramt ein Wörtchen mitzureden. Das Zusammenleben mit Hund oder Katze hat für Zwei- und Vierbeiner bereichernd zu sein. Hunde sind raummässig anspruchslos, brauchen aber täglich drei- bis viermal Auslauf. Katzen wünschen verschiedene Ruhe- und Aussichtsplätze und freuen sich aufs Katzentürchen. Tipps zur artgerechten Heimtierhaltung gibts unter www.iemt.ch oder www.tierschutz.com.

Image Es tut Ihrem persönlichem Wohlgefühl gut, wenn Sie positiv gestimmt unter der Wohnungstüre stehen, weil Umgebung und Eingang einladend wirken. Der erste Eindruck, den Gäste beim Eintreten in eine Wohnung erhalten, ist nachhaltig. Richten Sie ein Augenmerk auf Helligkeit und Beleuchtung, eine Atmosphäre der Freundlichkeit, mit Farben, einem Bild, mit Blumen. Es braucht nur wenige Dinge, aber stimmige. Und vergessen Sie nicht: Zuvorderst hat der Gast die Nase – guter «Stallgeruch» ist das Erste, was er sich von Ihrer Wohnung merkt.

Inszenierung Wer hat nicht gesammelt? Wer sammelt noch immer? Kieselsteine, Uhren, Teddybären, Schneekugeln, Schmetterlinge, Instrumente, Poster, Teller, Muscheln, Tabakpfeifen, Bücher, Stiche, Modellautos, Zündholzschächtelchen oder was auch immer. Das kleine Privatmuseum in der Wohnung konserviert Erinnerungen und erzählt von Leidenschaften oder erfüllten Reiseträumen. Wer mit gesammelten Dingen lebt, soll die schönsten Stücke zur Schau stellen: nicht einfach zufällig aufstellen, sondern gekonnt inszenieren!

Kinderzimmer Das Kinderzimmer ist wie ein kleines Loft und für vieles gut: Schlafen, Spielen, Ausruhen, Musizieren, Schulaufgabenmachen, Geburtstagsfeiern, Beherbergen von Freunden. Lassen Sie Ihr Kind so bald wie möglich bei der Einrichtung mitreden. Bereits kleine Kinder möchten ihr Reich selber individuell gestalten. Sie wünschen sich mit Farben, lustigen Formen und Möbeln gestaltete Erlebnisräume. Statten Sie das Zimmer mit Regal, Schrank oder Kommode aus, in denen die vielen Spielsachen versorgt werden können, damit am Abend wieder Ruhe – auch für die Augen – einkehrt.

Küche Ist bei Ihnen zu Hause das System «Frau am Herd» noch immer die Regel? Und der Hausherr bindet die Kochschürze um, wenn Gäste geladen sind? Nachdem die Küche heute zur Spielwiese und dank Essecke oder Bar-Theke zum offenen Herzstück der Wohnung geworden ist, können die Rollen neu verteilt werden. Traditionen und moderne Formen begegnen sich auch in der Einrichtung aus Holz, Lack, Stein, Stahl und Glas. Küchen sollen wohnlich sein für diejenigen, die dort Platz nehmen dürfen, und funktionell für jene, die darin arbeiten und Gutes tun. Denn «eine gute Küche ist das Fundament allen Glücks», wusste schon Auguste Escoffier.

Licht Stellen Sie das Licht in Ihrer Wohnung nicht unter den Scheffel, rücken Sie stattdessen jeden Raum ins rechte Licht. Ob stimmungsvolles, warmes Umgebungslicht mit Schattenwirkungen oder klare bis grelle Beleuchtung – Lichteffekte verleihen den Räumen erst ihr Ambiente, lassen sie grösser erscheinen und setzen individuelle Farbakzente: Lichtinseln zur Schaffung von Atmosphäre und kontrastreicher Stimmung im Wohnzimmer, gerichtete Leuchten oder indirektes Licht an Arbeitsplätzen, nicht blendende Lichtquellen in der Küche und im Badezimmer, zusätzliche Leselampen im Schlafzimmer. Der Beizug einer Fachperson, die sich in allen Lichtfragen und -problemen auskennt, bis hin zum Energieverbrauch, ist oft empfehlenswert.

Lüften Der Mensch selber ist am stärksten für schlechte Raumluft verantwortlich. Er verbraucht Sauerstoff, gibt CO_2 ab und produziert Schadstoffe beim Arbeiten. Gute Luftqualität ist also von grosser Bedeutung. Die wichtigste Massnahme, um Schadstoffe einzudämmen, ist das Lüften. Spontanes Lüften nach der Methode: oft – kurz – kräftig. Täglich sollte zwei bis drei Mal kräftig quergelüftet werden: Alle Fenster während fünf bis zehn Minuten ganz öffnen, damit Durchzug entsteht. Morgens und abends einen kompletten Luftwechsel vornehmen. Ständig geöffnete Kippfenster bringen wenig und verschwenden Energie.

Luftfeuchtigkeit Die Luftfeuchtigkeit sollte im Winter idealerweise zwischen 30 bis 50 Prozent liegen; sie ist mit dem Hygrometer messbar. In einer normal geheizten und regelmässig gelüfteten Wohnung ist die Luftfeuchtigkeit kein Problem: der Wasserdampf von Kochen, Duschen und Baden, Pflanzen und Ausatmen sorgt für genügend Luftfeuchte. Ein Luftbefeuchter ist nur in Ausnahmefällen nötig.

Materialien Die Palette an Baumaterialien, die heute beim Einrichten einer Wohnung zur Verfügung stehen, ist vielfältig. Für den Boden zum Beispiel textile Beläge wie Teppiche oder elastische Beläge wie Linoleum, Gummi, Kunststoff. Ferner Kork, Holz (Parkett oder Laminat), Platten (Naturstein, Platten, Guss). Bei der Materialwahl spielen Fragen der Nutzung und der Raumwirkung eine Rolle. Zu berücksichtigen sind auch der Pflegeaufwand, ökologische Kriterien und die Wirtschaftlichkeit.

Medienzimmer Wohin mit dem Fernseher, der immer grösser wird und zum Heimkino geworden ist? Die beste Lösung ist das Medienzimmer, in dem auch die Bibliothek oder die CD-Sammlung ihren Platz hat. (Vielleicht auch die Zeitungen, die sonst in der ganzen Wohnung auf und unter Tischen abgelegt sind.) Wenn jedoch Fernsehen zu den wichtigsten Funktionen des Wohnzimmers gehört, sollten Sie das TV-Gerät unmissverständlich auf die Sitzmöbel ausrichten. Es wäre unsinnig, in diesem Fall den Fernseher verschämt in eine Ecke zu stellen. Für Gespräche oder Romantischeres ist eine besondere Sitzecke oder intime Nische sinnvoll und sinnlicher.

Nachbarschaft Gute Nachbarschaft ist bereichernd und trägt viel zur Lebensqualität bei. Umgekehrt können uns Zerwürfnisse im Haus das Wohnen ganz schön vergällen. Eine gemeinsam ausgehandelte Hausordnung ist ideal. Soziale Investitionen lohnen sich: Stellen Sie sich beim Einzug in die neue Wohnung den Nachbarn vor. Begrüssen Sie neu eingezogene Mieterinnen und Mieter. Nehmen Sie an gemeinsamen Anlässen teil. Organisieren Sie selber ein kleines Hausfest. Gehen Sie mit Nachbarn so um, wie Sie selber von ihnen behandelt werden möchten.

Ordnung Gehören Sie zu den Menschen, die sich nur wohlfühlen, wenn sie sich mit einer Sache aufs Mal beschäftigen, ungestört und zügig in einem aufgeräumten Raum, alle Projekte sorgfältig in Ordnern abgelegt? Dann sind Sie der konvergente Organisationstyp: Sie planen voraus und sind frühzeitig fertig mit der Aufgabe. Nie könnten Sie wie der divergent organisierte Typ arbeiten. Übrigens: Beide Typen, ob divergent oder konvergent, kommen gleich gut und gleich kreativ zum Ziel. Wichtig ist, sich einzugestehen, wie man sich wirklich gerne organisiert – und alle Umerziehungsversuche strikt von sich zu weisen.

Örtchen Früher hiess es Abort (deshalb heute noch «A-Be» genannt), dann WC («Water Closet»), und weil niemand gerne darüber redet, spricht man vom «stillen Örtchen». 16 Minuten täglich sitzt die Bevölkerung durchschnittlich und zusammengezählt auf dem WC. Frauen gehen 5,7 Mal, Männer 3,4 Mal aufs Klo, und es werden jeweils fünf Blatt verbraucht. Ein Viertel der Klo-Benutzer zählt die Papierchen genau ab, ein Drittel bevorzugt weisses Papier, bei den Farben liegt Rosa obenauf. Aber was viel erschreckender ist: In den USA macht jeder Dritte nach dem Klo nicht halt am Waschbecken, bei den Frauen verzichten 12 Prozent auf Wasser und Seife. Gibt es auch hierzulande noch derartige Hygienemuffel?

Pilze Hier gehts nicht um die köstlich mundenden Steinpilze und Pfifferlinge auf dem Teller, sondern um die unangenehmen Pilze und Bakterien, die sich in den feuchtwarmen Kopfkissen tummeln. Sie ernähren sich von den Hautschuppen der Menschen und den Ausscheidungen der Haustaubmilben, die ihrerseits von den winzigen Hautschuppen leben, die wir Menschen im Bett verlieren. Empfindliche Menschen reagieren darauf mit Allergien in Form von Bronchialasthma und Schnupfen. Dagegen hilft: Kopfkissen und Bettbezüge regelmässig wechseln und waschen, Duvet und Kissen lüften, Temperatur im Schlafzimmer nur 18 Grad und Luftfeuchtigkeit unter 50 Prozent, keine Zimmerpflanzen.

Putzschrank Wählen Sie gutes Putzzeug, das Spass macht und funktionell ist. Richten Sie sich einen öffnungswürdigen, übersichtlichen Putzschrank mit ausgewählten ökologischen Putzmitteln und Hausmittelchen ein. Ein paar wenige Grundreinigungsmittel gehören dazu: Allzweckreiniger, WC-Reiniger, Essig, Glasreiniger, Putzlappen und Eimer, Schrubber, Besen, Staubsauger. Auf viele Spezialmittel kann man verzichten. Arbeiten Sie mit System und räumen Sie zuerst auf, bevor Sie mit der Schmutzbeseitigung beginnen. Sprechen Sie in der Familie über Ordnungsliebe oder «Unordnungsliebe». Wie Wellness beim Putzen möglich wird, lernt man bei Katharina Zaugg unter www.mitenand-putzen.ch.

Quartier Ein Sprichwort aus dem Kosovo heisst: «Bevor du die Wohnung anschaust, schau dir die Nachbarn an.» Gleiches gilt in Bezug auf das Quartier, in das Sie ziehen. Machen Sie die entsprechenden Abklärungen: Leben dort mehrheitlich Familien mit oder ohne Kinder? Sind Spielplätze, Kindergarten und Schulhaus in der Nähe? Wie steht es mit den Einkaufs- und Freizeitmöglichkeiten? Wie kurz oder wie lang ist der Fussweg zum öffentlichen Verkehr? Nehmen Sie sich Zeit, die Sonnenverhältnisse abzuklären und allfällige Lärmquellen zu prüfen.

Rauchen Von allen Wohngiften ist Tabakrauch für die grösste Raumluftbelastung verantwortlich. Er ist ein Gemisch aus Verbrennungsgasen (Stickoxiden und Kohlenmonoxid) und weiteren chemischen Verbindungen. Besonders schädlich sind die lungengängigen festen Teilchen, die krebserregende Stoffe enthalten. Nehmen Sie Rücksicht auf nicht rauchende Gäste und Allergiker – und Kinder. Fast jedes zweite Schulkind ist unfreiwillig dem Tabakrauch ausgesetzt. Deshalb: auf dem Balkon rauchen oder in einem Zimmer, das gut gelüftet werden kann.

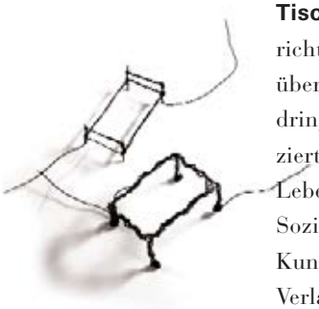
Reklamation Bei jedem Zusammen- und Nebeneinanderleben kann es Konflikte geben. Reklamieren Sie im Haus nicht schon beim kleinsten Anlass. Es ist auch nicht Ihre Sache, die Hausordnung durchzusetzen. Wenn Sie sich aber wiederholt gestört fühlen, warten Sie nicht zu lange, bis Sie die Verursacher darauf ansprechen. Aber den richtigen Zeitpunkt und die angemessene Form wählen: wenn Sie selber in guter Stimmung sind und nicht, wenn der Nachbar gerade müde von der Arbeit nach Hause gekommen ist. Keine Vorwürfe, sondern ruhig die Probleme formulieren. Telefonische Tipps bei Nachbarschaftskonflikten unter www.domicilwohnen.ch.

Sicherheit Alle fünf Minuten wird irgendwo eingebrochen. Die Schwachstellen sind Haus- und Kellertüren, Balkone und Terrassen sowie Fenster. Es lohnt sich, mit Sicherheitstüren und -fenstern, besonderen Verriegelungen oder Alarmanlagen den ungebetenen Gästen die Arbeit zu erschweren. Wenn diese in vier oder fünf Minuten das Objekt nicht geknackt haben, lassen sie meistens davon ab. Einige Abschreckungsmittel sind gratis oder günstig: bei Abwesenheit die Fenster und Läden schliessen, Rollos herunterlassen, von innen sichern, Briefkasten leeren lassen, Beleuchtung über eine Zeituhr einschalten, Bewegungsmelder mit Lampen kombinieren.

Sparlampe Die gute alte Glühlampe ist in Verruf gekommen, weil ihre Lichtkosten hoch sind. Die Halogenlampe verbraucht nur 75 Prozent Energie und hat eine doppelte Lebensdauer, die Sparlampe kommt mit 20 Prozent Strom aus und hat gar die zehnfache Lebensdauer. Die teurere Anschaffung lohnt sich also – Sie sparen während der Betriebsdauer bis zu 100 Franken. Es stimmt ganz und gar nicht, dass die Sparlampe beim Einschalten viel Energie braucht. Und wenn schon von Sparen die Rede ist: Der Standby-Verbrauch der elektrischen Geräte (PC, TV, Radio, Kaffeemaschine) summiert sich ganz gewaltig – schon an einem einzigen Tag.

Schlafzimmer Am ruhigsten schlafen Sie dort, wo Sie am weitesten von der Eingangstür zur Wohnung entfernt sind – wie früher hinten in der Höhle oder im Zelt. Wenn das Bett an der Wand diagonal zur Türe liegt, hat man die beste Übersicht über den ganzen Raum. Das Schlafzimmer ist zum Ausruhen da: Umgeben Sie sich nur mit den Dingen, die Geborgenheit und Ruhe schenken. Arbeit, PC, Fernseher sind Störenfriede im Schlafzimmer, auch Telefon, Handy, Radio. Wenn Sie aus Platzgründen einen Arbeitsplatz im Schlafzimmer einrichten müssen, schirmen Sie diesen nachts durch einen Paravent oder einen Vorhang ab.

Temperatur Gerne haben wir es behaglich warm. In Häusern mit modernen Heizanlagen sind ausgeglichene Raumtemperaturen möglich, in älteren Häusern gibt es oft unterschiedliche Temperaturzonen. Ideal sind folgende Temperaturen: Wohnbereich und Küche: 20 °C; Schlafzimmer: 18 °C am Tag und 14 bis 16 °C nachts; Bad: 21 °C; für Hausarbeiten: 17 bis 20 °C. Für ältere Leute liegen diese Werte jeweils 1 bis 2 °C höher. Unser Wärmeempfinden hängt stark von der Umgebung und von der Art der Wärmequelle ab: Die Wärme des Kachelofens ist anders als die der Bodenheizung; die Temperatur der Oberflächenmaterialien beeinflusst unser Wohlbefinden.



Tisch und? Zu jeder Wohnung gehören seit jeher zwei Einrichtungsgegenstände, die jede Revolution und Design-Welle überlebt haben. Es sind die einfachsten, gleichzeitig die am dringendsten und zeitlich am stärksten benutzten und strapazierten Möbelstücke, sozusagen Urformen des alltäglichen Lebensvollzugs: Tisch und Bett. Der Tisch sei öffentlicher Sozialraum, das Bett intimer Privatraum, formulierte der Kunstpädagoge Gert Stelle («Die eigenen vier Wände», Campus Verlag, 1993), beide seien wie zwei Pole, zwischen denen der Strom des alltäglichen Wohnens hin und her fliesse. Deshalb: Nehmen Sie sich genügend Zeit bei der Anschaffung. Teppich, Fernseher und Staubsauger können warten.

Umweltverträglichkeit Nicht nur schöner wohnen – auch bewusst ökologisch bauen und einrichten: Auf dem Markt auf Öko-Labels achten. Die Minergie-Plakette gibts für Wohnhäuser und Gewerbebauten, die dank guter Wärmedämmung, dichter Gebäudehülle, Komfortlüftung und effizienter Heizanlage viel weniger Energie verbrauchen. Fast 7'000 Bauten sind bisher zertifiziert (Infos: www.minergie.ch). Baumaterialien aus ökologisch verträglichen Rohstoffen, die mit wenig Energie hergestellt wurden und wiederverwertbar sind, tragen das Label «Naturplus» (www.naturplus.ch). Alle elektrischen Haushaltgeräte haben heute eine Energie-Etikette, deren Skala Auskunft darüber gibt, wie viel Strom konsumiert oder gefressen wird (Infos: www.energiekette.ch).

Untermieter Bei mangelnder Wohnhygiene oder zu feuchtem Wohnklima ziehen Untermieter heimlich in die Wohnung ein. Die Ameisen ziehts zum Fressnapf der Katze, im Schrank haust die Kleidermotte, bei den Lebensmitteln hat sich die Dörrobstmotte niedergelassen, im Badezimmer taucht die Deutsche Schabe auf und – o Schreck! – ein Silberfischchen schlüpft in eine feuchte Ritze. Keine falsche, schnelle Reaktion mit der Spraydose! Gutes Lüften und dosiertes Heizen sind die besten vorbeugenden Massnahmen, ebenso die hygienische Bewirtschaftung respektive Entsorgung alter Lebensmittel. Auf der Website des Umwelt- und Gesundheitsschutzes Zürich (Schädlinge – was tun?) hats Tipps: www.ughz.ch.

Westliches Feng-Shui Feng-Shui steht für gutes Wohnen, Harmonie in Räumen, Zusammenspiel von Raum, Einrichtung und Menschen. Die Wohnberaterin Béatrice Ruef (www.ruef-id.ch) lässt die geheimnisvolle, esoterische Seite von Feng-Shui weg und sagt: «Alle Frauen und Männer, die sich täglich um ihre Wohnung kümmern, die Wohnung lüften, sie mit schönen Dingen füllen, reinigen, mit feinem Speiseduft, mit fröhlichem Gelächter beleben, am Schicksal anderer teilnehmen, all die Menschen, die leben und dabei den Menschen und den Dingen Sorge tragen, erzeugen gutes Feng-Shui.»

Wohngifte Wird Ihnen unwohl, wenn Sie nach Hause kommen? Leiden Sie unter Kopfschmerzen, Müdigkeit, Atembeschwerden in der eigenen Wohnung? Möglicherweise sind Gifte und Schadstoffe die Verursacher. Gerade in älteren Liegenschaften finden sich manchmal noch schädliche Baustoffe in Span- und Sperrholzplatten, Klebstoffen, Anstrichen, Farben, Fugen, Kitten und Bodenbelägen: Formaldehyd, Bio- und Pestizide, PCB, VOC. Auf www.admin.ch/buwal können weitere Informationen abgerufen werden. Hier sind auch die kantonalen Beratungsstellen und Umweltschutzämter aufgelistet.

Wohnpsychologie Finden Sie heraus, was Ihnen in Ihrer Wohnung gefällt und was Sie stört, indem Sie sich in jeden Raum stellen, sitzen oder legen. Dann notieren Sie, was Sie sehen, hören, empfinden, riechen, ertasten. Und dann bei den Störzonen handeln: Wenn man sich im Bett vor lauter Schränken erdrückt fühlt. Wenn man vom Pult aus an die Wand starren muss. Wenn man wegen Dunkelheit nicht weiss, wohin man tritt. Wenn man das Gesicht des Gegenüber nicht sieht, weil dieser mit dem Rücken zum Licht sitzen muss. Umstellen! Ausräumen! Ausleuchten!

Zimmerpflanzen Pflanzen beleben die Räume, sie unterstreichen den Wohnstil und vermitteln ein persönliches Ambiente. Wenn Ihre Pflanze gesund und kräftig wächst, kann sie im Raum das Wohlgefühl verstärken. Die Gesundheit Ihrer Zimmerpflanze hängt vom richtigen Standort und der richtigen Pflege ab. Überlegen Sie vor dem Kauf: Kommen die Pflanzen in einen hellen, nach Süden ausgerichteten Raum? Fensterplatz oder Ecke? Braucht es eine Pflanzenleuchte? Wie ist die Temperatur des Raumes am Tag und während der Nacht? Hat es Zugluft? Wie viel Zeit will ich für die Pflege aufbringen? Wählen Sie Pflanzen, die Sie gern haben!

Zufriedenheit Sie haben ein Recht auf Wohnzufriedenheit. Schön ist es, das zu Hause zu haben, was man ausserhalb des Hauses selten findet. Die Einflussfaktoren für die Bewertung sind die Wohnungsgrösse, die nachbarschaftlichen Beziehungen und das Angebot an Infrastruktur und Dienstleistungen in der Wohnumgebung. Sie können sich selber auch indirekt befragen: Würden Sie hier noch einmal einziehen? Würden Sie die Wohnung – und auch die Wohngegend – weiterempfehlen? Werden Sie die nächsten zwei Jahre noch hier wohnen? Buch-Tipp für den Fall, dass Sie noch mehr wissen möchten: «Wohnen psychologisch betrachtet» von Antje Flade, Verlag Hans Huber, Bern. 2006.

Lernen Sie wohnen – und sich kennen!

Wohnen heisst Zuhausesein. Es ist für vieles gut – Geborgenheit, Schutz, Sicherheit, Rückzug, Ordnung, Selbstdarstellung, Erholung, Beziehungen. Gehen Sie gerne nach Hause? Oder verlassen Sie lieber die Behausung?
Wohnen: Alle tun es, aber wer kann es schon (richtig)?

«Erst formt der Mensch ein Haus, dann formt das Haus den Menschen», hat jemand gesagt. «Wir wohnen nicht, um zu wohnen, sondern wir wohnen, um zu leben», ein anderer. Und der dritte meinte: «Zeige mir, wie du baust, und ich sage dir, wer du bist.»

Welcher Wohn-Typ sind Sie? Für den Einstieg in die Selbsterforschung hilft das folgende Fragespiel. Machen Sie den Test mit einem Augenzwinkern! Humor ist, wenn man trotzdem (glücklich) wohnt.

Bei der Testfahrt ins Innere des Wohnens ist nur eine (oder keine) Antwort pro Frage erlaubt. Welche Aussage trifft am ehesten zu?
Und wenns schwer fällt, sich für eines der vier Angebote zu entscheiden: Träumen Sie einfach von der nächsten Wohnung – das wirkt wie ein Joker.

Wohnen ist

- ein unvermeidlicher Zustand 1
- das Gegenteil von Unterwegssein 4
- eine Freizeitbeschäftigung 2
- der Inbegriff von Selbstverwirklichung 3

Wohnen beginnt

- schon beim Briefkasten 2
- vor der Wohnungstür 3
- erst an der Hausbar 1
- in der Garage 4

Eine Wohnung muss

- eine Insel der Glückseligkeit sein 4
- den Frust in Lust umwandeln 1
- eine Tauchstation sein 2
- Aggressionen aushalten können 3

Eine Wohnung sollte

- mit jeder neuen Partnerschaft gewechselt werden 4
- jährlich frisch möbliert werden 2
- monatlich desinfiziert werden 1
- selbstreinigend sein 3

Zu einer Wohnung gehören

- ein Kabuff für Plunder und Gwunder 4
- eine Gegensprechanlage 2
- eine lärmige Durchgangsstrasse vor dem Fenster 1
- dünne Wände zur Gemeinschaftsförderung 3

Meine Wohnung

- will ich mit niemandem teilen 1
- brauche ich als Bühne für den Auftritt vor Gästen 4
- ist tabu für jegliche Homestory 3
- ist auch nachts nicht abgeschlossen 2

Meine Wohnung

- ist ein Mobile Home 3
- soll mein Talent als Heimhandwerker/-in fördern 4
- ist ein bewohnbarer Schrank 2
- darf nur ohne Schuhe betreten werden 1

Der grösste Raum meiner Wohnung

- wird nur beim Besuch der Schwiegereltern benutzt 1
- ist für das Hobby nach Feierabend reserviert 2
- soll fürs Schlafen und Lieben zur Verfügung stehen 4
- ist den Kindern vorbehalten 3

In meiner Wohnung

- haben Haustiere freien Auslauf 3
- darf nur auf der Toilette geraucht werden 1
- findet die Spurensicherung keine Fingerabdrücke 4
- bleiben die Läden geschlossen, damit nichts ausbleicht 2

Meine Wohnung

- ist ein Providurium 3
- wurde von den Nachbarn noch nie betreten 1
- hat getrennte Schlafzimmer, aber keine Vorhänge 4
- wird von einem Sicherheitsdienst bewacht 2

Meine Wohnung	
- ist für Kinder überhaupt nicht geeignet	1
- hat einen fremden, mir unbekannten Besitzer	2
- habe ich in einem besetzten Haus eingerichtet	3
- ist seit Langem vergeblich zum Verkauf ausgeschrieben	4

Die Einrichtung meiner Wohnung	
- ist teuer und besteht aus Designer-Möbeln	2
- kommt aus dem günstigen Möbelhaus-Sortiment	1
- hat keinen Stil, ist aber sorgfältig ausgewählt	4
- ist modern, aber nicht praktisch	3

In meiner Wohnung	
- hat es drei Meter ungelesene Bücher	1
- sieht es aus wie in einem Kunstmuseum	3
- steht eine Soundanlage für das ganze Quartier	2
- sind mir Pflanzen lieber als Wellensittiche	4

In meiner Wohnung	
- haben Erwachsene keinen Zutritt ins Kinderzimmer	4
- ist der Hometrainer das Wichtigste	3
- wohne ich eigentlich nur in den Ferien	2
- bleibe ich noch bis zum Tod	1

Am liebsten würde ich	
- nur auf einer Parkbank wohnen	2
- an meinem Arbeitsplatz übernachten	3
- alle paar Jahre in eine neue Wohnung ziehen	4
- ständig im Hotel wohnen	1

Zu meiner Wohnung	
- gehört eine Sauna- und Fitnessanlage	3
- dringen Töne von Kirchen- und Kuhglocken	4
- führt der Weg über den Weinkeller	1
- kommt man nur zu Fuss	2

Die Küche meiner Wohnung	
- bietet knapp Platz für Kühlschrank, Herd und Steamer	1
- hat auch Raum für einen Vierer-Esstisch	4
- ist offen und geht in den Wohnbereich über	3
- ist ein selten gebrauchtes High-Tech-Labor	2

Das Bad meiner Wohnung	
- ist mit TV- und Stereo-Anlage ausgerüstet	3
- hat Spiegelschränke, die längst ausgeräumt werden sollten	4
- ist ein esoterisches Feuchtbiotop	2
- wird abwechselnd von allen Benutzern blitzblank gereinigt	1

An meiner Wohnung	
- ist die Lage wichtiger als die Ausstattung	3
- gefällt mir die Aussicht besser als der Grundriss	2
- sind Balkon und Garten schöner als der Rest	1
- ist der Preis der einzige Luxus	4

In meiner Wohnung	
- sind die Wände versetzbar	4
- dürfen Zeitungen herumliegen	3
- gibt es eine schriftliche Hausordnung	1
- sind die Multimedia-Steckdosen das einzig Sichere	2

Meine Punktzahl _____

AUSWERTUNG

20 Punkte
Sie sind ein hoffnungsloser Fall:
Bleiben Sie unterwegs.

21 – 25 Punkte
Haben Sie es schon mit einem Zelt oder
einer Baumhütte versucht?

26 – 30 Punkte
Sie halten Wohnen offenbar für ein
notwendiges Übel.

31 – 40 Punkte
Sie dürfen an persönlichen Wohnansprüchen
noch zulegen.

41 – 50 Punkte
Sie sind auf dem besten Weg, vom Normalfall
zum idealen Wohntyp zu werden.

51 – 60 Punkte
Für Sie ist Wohnen eine wahre Lebenskunst.

61 – 70 Punkte
Sie sind der Wohntyp der Zukunft mit
unbotmässigen Wünschen.

71 – 75 Punkte
Sie sind überqualifiziert und sollten
das Wohnen für eine Weile aufgeben.

Mehr als 75 Punkte
Sind Sie Architekt, Immobilienhändler oder
haben Sie geschummelt?

LIEBE LESERIN, LIEBER LESER

Sie sind auf Seite 151 angekommen. Wir freuen uns, wenn Ihnen unser Buch neue Erkenntnisse zum Thema Wohnen vermitteln und Sie gleichzeitig vergnüglich unterhalten konnte.

Hinter dem «Wir» steht die «Spielraum – Stiftung Wohnkultur». Sie wurde 2001 von der Luzerner Kantonalbank (LUKB) aus Anlass des 150-Jahr-Jubiläums gegründet und mit 2 Mio. Franken ausgestattet. Die ursprüngliche Bezeichnung «Stiftung zur Förderung der Wohnkultur» macht deutlich, welcher Leitgedanke hinter der Gründung der unabhängig und gemeinnützig arbeitenden Stiftung stand: Förderung der Wohnkultur in der Breite.

Wir wohnen ein Leben lang. Doch viele Menschen beschäftigen sich, wenn sie sich einmal in den eigenen vier Wänden eingerichtet haben, nur noch selten bewusst mit dem Zuhause. Dabei ist die Wohnung der individuelle Ort, der auf unsere ganz persönlichen Bedürfnisse ausgerichtet sein müsste. Wir sollten, ebenso wie über die Familie, den Arbeitsplatz, Freizeit und Ferien, Sport, Auto oder Geld, auch über das Wohnen sprechen.

Die «Spielraum – Stiftung Wohnkultur» förderte den Dialog über das Wohnen. Sie sensibilisierte die von ihr erreichten Personen und Gruppierungen für die Erkenntnis, dass Wohnen ein wesentlicher Teil der gesamten Kultur ist und entscheidend für die persönliche Lebensqualität sein kann. Für das Gewusst-wie-Wohnen: Unter diesem Titel veranstaltete die Stiftung jährlich eine fünfteilige, erlebnisorientierte Seminarreihe mit jeweils rund 150 Teilnehmenden. Die Veranstaltungen richteten sich an alle Interessierten jeden Alters und Geschlechts. Dazu kamen Fachanlässe, Wohnexkursionen, Workshops und zu Beginn der Stiftungsaktivitäten eine interdisziplinäre Ausstellung und Tagung über Wohnsituationen und Wohnutopien.

Die Tätigkeit der Stiftung war von Anfang an auf einen Zeithorizont von etwa fünf Jahren ausgerichtet. In dieser Phase sollten,

so der Wunsch der Stifterin, Gespräche und Diskussionen über das Wohnen und Wohlbefinden in Gang gesetzt sowie Umsetzungshilfen und Informationen zur Weiterbildung zum Thema Wohnkultur angeboten werden.

Dieses Ziel wurde erreicht. Der Stiftung ist es gelungen, sowohl Fachkreise anzusprechen wie auch gleichzeitig in der breiten Bevölkerung das Bewusstsein für eine ganzheitliche Betrachtung der eigenen Wohnsituation, des eigenen Behaust-Seins verstärkt zu wecken. Wohnen – oder neudeutsch Lifestyle – ist heute auch Pflichtstoff in den gedruckten und elektronischen Medien.

Mit dem vorliegenden Geschenk und «Wohnspiegel» beschliesst die «Spielraum – Stiftung Wohnkultur» ihre Aufbauarbeit. Die Stiftung wird Ende dieses Jahres aufgelöst. Die LUKB übernimmt die in den letzten sechs Jahren erarbeitete Wissensdatenbank zum Thema Wohnen und wird das Know-how gezielt in den dafür geeigneten Gefässen, beispielsweise im Eigenheim-Treffpunkt Casabanca, weiterführen und nutzen.

Wir danken allen, welche die Gründung der Stiftung ermöglicht, die Stiftungsanliegen umgesetzt und einen Beitrag zur Förderung des Stiftungszweckes geleistet haben.

Dr. iur. Adrian von Segesser
Spielraum – Stiftung Wohnkultur

Bernard Kobler
CEO Luzerner Kantonalbank

Der Stiftungsrat
Dr. iur. Adrian von Segesser, Präsident
Bernard Kobler, Vizepräsident
lic. phil. Daniel Huber
Edith Walthert Kramis
Rudolf Weber, Geschäftsführer

Karl Bühlmann

WohnSpiegel

Reportagen, Reflexionen und Rätsel über das Zuhause

Herausgegeben von Spielraum – Stiftung Wohnkultur